

# Erinnerungen

## Erinnerungen von Dr. Zdenka Nedwedová-Nejedlá an das faschistische Frauenkonzentrationslager Ravensbrück

Die nachfolgenden Erinnerungen wurden in tschechischer Sprache von Zdenka Nedwedová am 15. Januar 1979 handschriftlich unterschrieben, bevor sie das Manuskript nach Warschau sandte. Sie erfüllte mit diesem Manuskript die Bitte polnischer Historikerinnen, die um ihre Erinnerungen an die Arbeit im Revier - so wurde die Krankenstation in Ravensbrück genannt - gebeten hatten. Das hier zugrunde liegende Manuskript befindet sich neben einem hochschätzenden Dankschreiben polnischer ehemaliger Häftlingsfrauen, die ebenfalls in Ravensbrück medizinisch tätig gewesen waren, heute beim schriftlichen Nachlass von Wanda Kiedrzyńska und Felicia Panak in der Handschriftenabteilung der polnischen Nationalbibliothek in Warschau. Dort liegen eine tschechische und eine polnische Variante, die von der Editorin für die Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück als Kopie erworben wurden. Der Text wurde von Dr. Peter Lewerenz aus dem Tschechischen ins Deutsche übertragen. Die Autorin der Erinnerungen war als Zeugin in mehreren Prozessen der Nachkriegszeit eine der wichtigsten Belastungszeuginnen gegen die SS. Sie nimmt in diesen sehr persönlichen Erinnerungen zu den Hauptverbrechen in Ravensbrück und zu Ereignissen der Nachkriegszeit in diesem Zusammenhang Stellung und teilt viele eindrucksvolle Einzelheiten mit.

Zdenka Nejedlá wurde am 20.8.1908 in Prag geboren. Ihr Vater - Zdenek Nejedl - war ein bekannter Musikforscher und Professor an der philosophischen Fakultät der Karlsuniversität. Ihre Mutter war Hausfrau. Nach der Beendigung des Gymnasiums nahm Zdenka ein Medizinstudium auf. 1932 schloß sie sich der kommunistischen Partei an. 1933 heiratete sie Milos Nedwed und bekam 1934 ihre Tochter Hanka. Ab 1938 arbeitete sie als Kinderärztin in einer eigenen Praxis, die zu einem Treffpunkt der illegalen Arbeit gegen die Nazis wurde. 1942 wurde zuerst ihr Mann verhaftet, später sie und ihre Schwiegermutter. Gemeinsam erlebten sie erst Theresienstadt und dann Auschwitz, wo Zdenka als Häftlingsärztin arbeitete. In Auschwitz starb ihr Mann, und sie wurde am 20.8.1943 Ravensbrück „überstellt“. Auch hier wurde sie eine der wichtigsten Häftlingsärztinnen, betreute Infektionsabteilungen und arbeitete als Internistin und Kinderärztin. In den Tagen nach der Befreiung gaben die überlebenden Häftlinge ihr den Namen „unsere Sonne“ wegen ihrer aufopferungsvollen Tätigkeit zur Rettung der Kranken.

Am 31. Mai 1945 kehrte sie mit einem Krankentransport aus Ravensbrück in ihre Heimatstadt zurück, wo sie ab Juni 1945 wieder als Kinderärztin tätig wurde. 1946/47 sagte sie in den Prozessen gegen die Lagerleitung des KZ Ravensbrück in

Hamburg aus. Sie legte unter anderem das von ihr gerettete Geburtenbuch als Beweisdokument vor. 1949 heiratete sie Jaroslav Kojzar, einen engen Mitarbeiter ihres bekannten Vaters, welcher u.a. stellvertretender Ministerpräsident geworden war. Zdenka wurde Vorsitzende der Gemeinschaft der Tschechoslowakischen Ravensbrückerinnen und Mitglied im Internationalen Komitee Ravensbrück. 1968 wandte sie sich mit Appellen gegen den Einmarsch sowjetischer Truppen in Prag. In den folgenden Jahren wurde sie aus vielen Ämtern entlassen, trat aus der Kommunistischen Partei aus und lebte bis zu ihrem Tode weitgehend zurückgezogen. Sie starb am 14.6.1998 in Prag.

*Bärbel Schindler-Saefkow*

*Zdenka Nedwedová-Nejedlá  
Ravensbrück*

In Ravensbrück kamen wir am 20. August 1943 durch das Städtchen Fürstenberg auf der Eisenbahnrampe an, gerade an meinem 35. Geburtstag. Wir stiegen mehr tot als lebendig aus den Güterwagen aus. Es erwarteten uns Aufseherinnen mit Hunden. Die Aufseherinnen schrieten, die Hunde bellten, wir zitterten, und in Fünferreihen machten wir uns auf den Marsch ins Lager. Wieder ein neues Tor, ein weiteres - das dritte - Konzentrationslager!

Wir treten mit Befürchtungen ein und sehen mit Überraschung saubere, ebenerdige Holzbaracken mit normalen Fenstern, davor Rasen und sogar rote Salvienblüten und Laubbäume. Über der Mauer, „verziert“ durch Emailleschilder mit Totenkopf und Knochen und dem warnenden „Achtung!“, und über den Stacheldrähten schwanken im Wind die malerischen Wipfel von Nadelbäumen auf den nahen Hügeln. Welch ein Unterschied im Vergleich mit dem kahlen Auschwitz! Ich atmete auf: das ist kein Lager, das ist ein Sanatorium. Im Aufnahmebad mit warmen Duschen nahm man uns wieder alles außer dem Toilettenbedarf weg, und liebe, fürsorgliche Häftlinge gaben uns saubere Wäsche (genähte Hemden und blaugestreifte Kniehosen mit einem Bindegurt), blauweiß melierte Sommerkleider mit kurzem Ärmel und dunkle Küchenschürzen. Sogar die SS-Aufseherinnen schauten stumm zu, erschüttert von unserem Aussehen. Abgemagert, kahlgeschoren, mit riesigen erschrockenen und abwesenden Augen nach dem durchgemachten Typhus. Dann führte man uns in den Block 13. Hier nahm uns die Stubenälteste Maria Bortnowska, eine polnische Adlige, freundlich auf. Sie war die Schwägerin eines hingerichteten Generals und die Vorsitzende des Polnischen Roten Kreuzes. Während der ganzen dreiwöchigen Quarantänezeit hat sie sich sorgsam um uns gekümmert. Die Quarantäne war sehr streng, denn vor dem Flecktyphus hatten die SS-Leute große Angst. Zu uns kam nur der SS-Oberarzt des Lagers, Dr. Percy Treite - seine Mutter war Engländerin! - und die SS-Schwester Martha. Wir waren alle so heruntergekommen, daß wir beispielsweise den ganzen Tag auf den Feldbetten liegen durften. Diese waren nur zweistöckig, die Kopfkissen und Decken sauber, bezogen mit blauweiß kariertem, grobem Leinen, die Strohsäcke bedeckt mit weißen

Kalikolaken. Vom Liegen konnten wir gar nicht genug haben, ebenso vom Waschraum. Es floß zwar nur kaltes Wasser, aber immer in unbegrenzter Menge.

Das Essen, das wir mit kultivierten Bestecken im Tagesraum an Tischen einnahmen, war auch unvergleichlich besser, und die Mengen waren „protektionsmäßig“ groß. Wir bekamen nämlich regelmäßig zwei Kessel mehr: einen erbettelte Maria für uns, und der zweite kam von den Tschechinnen aus dem Block 8, die ihn für uns hergaben, nachdem sie uns durch die Fenster gesehen hatten. Wir durften nur auf den Rasen rund um den Block, aber unser Aussehen hatte sie zu Tränen gerührt. Viele Bekannte erkannten uns gar nicht, so hatten wir uns in unserem Äußeren verändert. Nach drei Wochen „Urlaub“, in denen wir die Möglichkeit hatten, uns etwas zu erholen und neue Kraft zu schöpfen, wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Natürlich mußten wir wieder zur „Untersuchung“ durch SS-Ärzte und -Schwestern, aber auch durch einfache SS-Leute antreten, völlig nackt, und mußten uns ihre Bemerkungen gefallen lassen, die wir aber zum Glück nicht verstanden. So weit reichten unsere Deutschkenntnisse nicht. Aber das geile Lachen und der Ton ihrer Reden jagte uns das Blut ins Gesicht. Wir konnten nicht begreifen, daß dieses Theater, das sich bei jedem Transport im Lager abspielte, sie noch unterhalten konnte. Viele von uns fuhren zur Arbeit in Fabriken außerhalb des Lagers - meistens in Rüstungswerke - und damit in schlimmere Verhältnisse als im Zentrallager (Neubrandenburg, Barth, Neu Rohlau u.a.). Diejenigen, die im Lager blieben, gingen zur Arbeit bei Siemens, der Fabrik beim Lager, oder in die Nähstube der Aufseherin Massar, wo sie Militäruniformen bearbeiteten, die ohne Reinigung vom Schlachtfeld kamen und in denen sie sogar abgerissene Gliedmaßen fanden. Sie sabotierten, indem sie gute Uniformen statt der zerrissenen zerschnitten. Sie nähten auch neue Uniformen und vor allem weiße Tarnmäntel. Dabei schnitten sie immer den Gummizug in der Taille so ein, daß er die Kontrolle passierte, aber beim Tragen riss und den Mantel unbrauchbar machte. Andere Frauen arbeiteten in der Gartenkolonne als Gärtnerinnen, in der „Scheißkolonne“ als Straßenkehrer, in der Leichenkolonne beim Abtransport von Toten, bei den Angorakaninchen, im Frisörsalon und im Modosalon für die SS-Frauen. Ältere Frauen, die „Strickerinnen“, strickten graue Wollsocken auf ihren Blöcken. Die Tschechinnen waren auf Block 8, der ein rein tschechischer Block war. Viele Tschechinnen waren, weil sie gebildet waren und deutsch konnten, zur Zentralen Lagerregistratur oder zum Revier eingeteilt, dem Häftlingskrankenhaus.

Ich wurde von Dr. Treite in der Infektionsbettenabteilung eingesetzt, was der letzte, also der dritte Krankenblock war. Hier regierte „Mutti“ Vika Cernocká, eine polnische Volksdeutsche, fremder Herkunft, aber deutscher Staatsangehörigkeit, die sich mit den Deutschen gut stand, uns aber nichts antat. Die Ärztin Zosa Adamská arbeitete hier schon vor mir. Treite hatte mich für diese Arbeit ausgewählt, weil ich in Auschwitz die Gelegenheit gehabt hatte, den Flecktyphus kennen zu lernen und so schon die ersten Anzeichen von Flecktyphus, der durch die Kleiderlaus übertragen wird, erkennen konnte, wovor, wie ich schon sagte, die SS eine panische Angst hatte. Deshalb wurde im Lager auf strenge Sauberkeit geachtet. Bettwäsche und Unterwäsche wurden gewechselt, jede Frau hatte die Möglichkeit, sich täglich zu

waschen, wenn auch nur mit kaltem Wasser. Nur wir, die Reviermitarbeiterinnen, hatten einen Waschraum mit heißem Wasser zur Verfügung.

Die Block-Sanitätshelferinnen hatten die Pflicht, die persönliche Sauberkeit und die Sauberkeit der Tages- und Waschräume zu kontrollieren. Deshalb wurde Ravensbrück von infizierten Kleiderläusen und damit auch vom Typhus verschont, bis zum Herbst 1944, als sie dennoch mit einem Transport aus den evakuierten Lagern im Osten eingeschleppt wurden.

Mit dem Waschen mit kaltem Wasser erlebte ich eine komische Situation, die ich Marie Pujmannová erzählt habe. Sie hat sie geschickt in ihrem Buch „Das Leben besiegt den Tod“ verwendet. Ab Herbst 1944 schliefen wir Revierarbeiterinnen nicht mehr im Krankenhaus, sondern auf Block 3 bei Reza Kozderová, weil das Krankenhaus überfüllt war. Einmal abends wusch ich mich mit einer Bürste im kalten Wasser. Am Fensterchen tauchten Französinnen auf, die in der „Freistunde“ - der Zeit zwischen Arbeit und Schlaf - frei auf der Lagerstraße (der Straße zwischen den Blöcken) spazieren gingen. Sie sahen, wie ich dampfte. Mit dem Geschrei „warmes Wasser“ stürmten sie in den Waschraum, warfen schnell die Kleider ab und drehten das Wasser an. Aber das Wasser war kalt! Sie sprangen raus, schrieten und liefen davon.... Die Tschechinnen, Jugoslawinnen und Polinnen waren von allen die saubersten und sahen auch am besten aus. Wir bemühten uns nämlich, nicht unsere menschliche Würde zu verlieren, und dazu gehörte auch ein sauberes Äußeres. Wir trugen bei der Arbeit im Revier dunkelblaue Kleidung, weißmeliert, mit kurzen Ärmeln, die Ärztinnen weiße Mäntel, die Schwestern weiße Schwesternschürzen.

Draußen, beim Appell, mußten wir über die Kleidung dunkle Küchenschürzen anziehen. Im Winter trugen wir noch „Jacken“, graublaue kurze Mäntel mit Gürteln. Auf den linken Ärmel zogen wir eine gelbe Binde mit der roten Aufschrift „Revier“, die uns die Bewegung im ganzen Lager zu jeder Tages- und Nachtzeit erlaubte. Auf dem linken Ärmel mußten wir wie alle Häftlinge ein Dreieck mit den Initialen der Nationalität aufnähen: wir Tschechinnen ein T. Das Dreieck war bei den politischen Häftlingen rot, bei den Kriminellen grün, bei den Asozialen schwarz und bei den Zeugen Jehovas violett. Unter dem Dreieck war auf einem weißen Band in schwarz unsere Nummer aufgedruckt. Im Revier waren wir alle rote, bis auf unsere hervorragende Geburtshelferin, die Österreicherin Josefine Pöllinger, die ein grünes Dreieck hatte, weil sie einer verzweifelten Frau bei einer illegalen Abtreibung geholfen hatte. Einmal nähte ich mir ein weißes Krägelchen aus irgendeinem Lappen an mein Kleid. Meine große „Gönnerin“, die Oberschwester Elisabeth Marschall, die mich von allen slawischen Häftlingen vielleicht am meisten haßte (die Deutschen, auch ausgesprochene Huren, wurden von ihr protegiert und mit Vitaminen gefüttert), erblickte mich, lief rot an und schrie: „No ja, die Stenka muß immer die eleganteste sein.“ Und das Kräglein mußte runter, begleitet vom ironischen Lachen Dr. Treites. Das war kein Snobismus bei mir gewesen, sondern das innere Bedürfnis, ein bißchen wie „in Zivil“ auszusehen.

Wir achteten darauf, sauber und ordentlich auszusehen. Das war ein Mittel, sich die menschliche Würde zu erhalten trotz ständiger Erniedrigung und Schikanierung durch unsere Kerkermeister. Wenn eine von uns nachließ, war das ein ernstes

Zeichen, daß sie aufgibt, daß es für sie der Anfang vom Ende ist. Unsere Menschenwürde versuchten wir auch durch Kultur zu bewahren. Im Lager gab es z.B. eine ständige politische Schulung der Kommunistinnen aller Nationalitäten, in kleinen Gruppen, meist am Abend beim Spaziergang auf der Lagerstraße. Das Schulungsmaterial brachten die Neuzugänge mit. Eine der Französisinnen brachte die komplette „Geschichte der KPdSU(B)“ mit, eingnäht in Pantoffeln, und zwar Martha Desrumeaux, die bei der Aufnahme von Neuzugängen im „Bad“ arbeitete; sie versteckte die Pantoffel und rettete so das Material. Für die Tschechinnen wurden die Schulungen von Bozka Holecková und Jarka Gerlichová veranstaltet. Ich konnte aber nur selten teilnehmen - meine Arbeit nahm nie ein Ende. Auf den Blöcken wartete immer eine Menge Patientinnen auf mich, die nicht in die Ambulanz gebracht wurden oder Angst davor hatten.

Den jungen Frauen erklärte Prof. Dr. Klára Cervinková die Geschichte, ein zierliches Persönchen, die uns nach der Befreiung des Lagers verstorben ist. Die Polinnen waren bewundernswert beim Organisieren der Bildung ihrer Mädchen. Viele durchliefen direkt im Lager eine Mittelschulbildung und konnten nach der Befreiung das Abitur ablegen und auf die Hochschule gehen. Am Sonntagnachmittag freuten wir uns am meisten auf Vlasta Faberová, die uns aus ihrem reichen Programm rezitierte, hauptsächlich aus der tschechischen Poesie. Am meisten ergriff uns Srámeks „Die Heimkehr des Soldaten“. Wir konnten uns in seine Gefühle versetzen und sehnten uns nach der Heimat. Durch Tanzen und bildnerische Darstellungen lebte sich Nina Jirsiková aus, die Primaballerina vom „Theater E.F.Burian“. Ihre zwei komischen „Doktor“-Zeichnungen, die sie mir widmete, habe ich dem Museum in Ravensbrück übergeben. Nina studierte auch Máchas „Mai“ ein. Anicka Kvapilová brachte uns zu einem Chor zusammen. Wir sangen hauptsächlich unsere Volkslieder, heimlich zwischen den Blöcken. Am Heiligabend 1944, als der „Oberschwester“ plötzlich einfiel, eine Feier unter dem Weihnachtsbaum in der Halle des Reviers zu veranstalten, sangen wir schon offiziell. Am meisten Erfolg hatte das slowakische Liedchen „Kleine Barbara, was hast Du denn...“, vor allem wegen des Refrains.

Die Mädchen wußten, daß ich ernste Musik liebe und so bekam ich z. B. zum Geburtstag - den feierten wir immer fröhlich zusammen - von Francka Peterková (Hrubá) einen Gutschein, d.h. ein Stückchen Papier, auf eine Schallplatte mit Beethovens Neunter Sinfonie. Ich erinnere mich, daß ich zum gleichen Geburtstag außer gestickten Taschentüchern von Gusta Kosutová eine Terrakottaschachtel für Briefe mit einer künstlerischen Tuschzeichnung und einem Monogramm bekommen habe; von Lis Londonová ein spanisches Püppchen mit echten Haaren (beides befindet sich im Museum in Ravensbrück); schließlich von Ilsa Machová, geb. Kreibichová, eine Zeichnung von einem luxuriösen Haus für mich, sogar mit Arztpraxisräumen. Marenka Pavlacká, unsere Wirtschafterin, zauberte aus Brot, Margarine und Marmelade eine „Torte“, und so verstand es unsere Lagerfamilie - Ilsa, Marenka, Milka Skrbková, die russische Ärztin Maria Klugmann und ich - auch im Lager festliche Augenblicke zu begehen. Ebenso fröhlich begrüßten wir Päckchen aus der Heimat, sei es von der Familie Pavlacký, Skrbek oder von meiner Tante und

meinem Onkel Pohanovi (bei denen sich meine Hanusa befand und nach ihrer Entlassung aus Terezin auch die Großmutter Nedvedová), mit Aufstehen und Hochrufen auf die jeweilige Familie. Ein Päckchen war selbstverständlich immer für uns alle fünf. Ich bekam kleine Päckchen, aber von hoher Qualität und so sorgfältig gepackt, daß auch die Aufseherin es bewunderte. Ich bekam z .B. einen Becher mit ausgelassener Butter, bedeckt von einer Schicht Zuteilungshonigbutter, Butterkekse mit Zuckerfüllung und Vitamin C, harte Wurst, Speck, Zwiebeln und Knoblauch usw. Milka bekam hauptsächlich Buchteln und heimisches Gebäck, Marenka auch gutes Brot. Mit all dem wirtschaftete gewöhnlich unser kleines Marenka-Entchen.

Über Musik unterhielt ich mich immer am besten mit Lenka Neumannová, Professorin für Klavier am Prager Konservatorium. Aber einmal haben wir unser Musikinteresse teuer bezahlen müssen. Lenka arbeitete als Gesundheitshelferin im Industriebauhof, einer benachbarten Abteilung des Lagers mit Werkstätten, und nach dem Morgenappell kam sie zu mir, damit ich mir noch vor der Ambulanz eine Patientin von ihr anschaute. Es war ein wunderschöner rosiger Morgen, wir gingen flott die Lagerstraße entlang und unterhielten uns über verschiedene Aufführungen von Smetanas „Mein Vaterland“. Wir waren so vertieft, daß wir die entgegenkommende Oberaufseherin Binz nicht bemerkten. Sie schrie uns an, wir erstarrten in Achtungshaltung und machten Meldung. Sie ließ uns gehen, und wir flüsterten uns zu, wie schnell wir doch aus den Höhen der Musik ins Lager heruntergeholt worden sind, und lachten. Das aber gefiel der engelhaft blonden Juno nicht. Sie rief uns zurück und bedachte uns mit Ohrfeigen auf beide Wangen. Ihr geübtes, rasantes Einschreiten ließ unsere Augen tränen und die Gesichter wie Rosen rot anlaufen. Das war also wieder das Lager. Später bemerkte Treite mein gerötetes Gesicht und fragte, was passiert sei. Ich bekannte ihm die Wahrheit. Es war interessant, wie er sich empörte, was sich die Frau Oberaufseherin Binz erlaubt, seine Revierarbeiterin zu schlagen. Und daß er das mit ihr klären wird. So konnten wir uns überzeugen, daß jeder der SS-Leute auf sein Prestige achtete.

An die Literatur und das linke Kulturleben in Prag erinnerten wir uns mit der intelligenten, gebildeten und freundlichen Milena Jesenská. Sie war oft krank, und so begegneten wir uns ständig im Revier. Auch daß wir beide zu Hause etwa gleich alte Töchterchen hatten, ließ uns einander näherkommen. Ich hatte sie von Herzen lieb, auch wenn es zwischen uns politische Differenzen gab, und ich habe ihr Ableben nur schwer ertragen. Weitere Einzelheiten zur Erinnerung an sie und für das Mahnmal für Literatur lege ich bei. - Sie verstand es, trotz ihrer schwachen Gesundheit fröhlich zu sein, und am meisten lachte sie, wenn ich über ihre Behauptung schmolzte, das einzige, was im Lager wirklich schön sei, das seien meine Beine. - In dieser Zeit arbeitete ich in der Ambulanz und nicht mehr in der Infektionsabteilung. Treite hatte mich als seine Internistin ausgesucht, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich mich in der Medizin etwas auskenne. Er nahm mich zu den schweren Operationen mit und vertraute mir die internistische Nachsorge für seine Patienten nach den Operationen an. Er hatte selbstverständlich kein Interesse an der Genesung der Frauen, sondern maß den Erfolg seiner Operationen daran, daß die Frauen seinen Eingriff überlebten und sich erholten. Er war Gynäkologe, aber er wagte sich

auch an Operationen der Schilddrüse, des Magens oder der Nieren heran. Viele Operationen gingen allerdings schlecht aus, trotz meiner intensiven postoperativen Fürsorge. Einmal starben auf dem Operationstisch drei Schilddrüsen-Patientinnen nacheinander, weil die SS-Apotheke eine zehnmal stärkere Lösung zur örtlichen Betäubung hergestellt hatte.

Treite kam oft in den Operationssaal und verkündete, daß er Lust zum Operieren habe. Am nächsten waren ihm die Frauen, die im benachbarten Kreißsaal auf die Geburt warteten. Deshalb nahm er meistens ohne Indikation Kaiserschnitte, hohe Zangen und andere Geburtseingriffe vor. Die Häufigkeit der Operationen habe ich ins „Geburtenheft“ eingetragen, das ich bewahrt und nach Hause gebracht habe. Die Fotokopien befinden sich im Institut für Geschichte der KPTsch in Prag, das Original habe ich - nach Beratung mit dem damaligen Leiter des Instituts für Geschichte der KPTsch, Jindrich Veselý - dem Museum in Ravensbrück übergeben. In dem Heft war nämlich keine einzige Geburt eines tschechischen Kindes verzeichnet. Es gab hier Polinnen, Ukrainerinnen und auch zwei Französisinnen. Ein französischer Junge hat überlebt, er nahm mit seiner Mutter an einer Feier in Ravensbrück teil, und dort sind wir uns wieder begegnet. Die Kinder kamen erstaunlicherweise schön und gesund auf die Welt, soweit man sie ab Mitte 1944 am Leben gelassen hat. Vorher wurden sie nach der Geburt in einen Kübel geworfen und zum Verbrennen gebracht. Der Mutter wurde gesagt, daß es eine Totgeburt gewesen ist. - Es mag unmenschlich erscheinen, wenn ich zu sagen wage, daß dies ein humaneres Verhalten gegenüber den Neugeborenen war als später, als die Kinder wegen Mangel an Muttermilch spätestens nach sechs Wochen verhungerten. Zu meiner täglichen Arbeit in der Ambulanz, in der chirurgischen, inneren und Typhusabteilung kam die Aufsicht über den Block für Mütter und Neugeborene hinzu. Das war für mich, eine Kinderärztin, die schlimmste Aufgabe. Die Mütter verloren begrifflicher Weise ihre Milch, auch wenn es uns gelang, Zuschläge aus der Revierküche zu bekommen. Die Oberschwester gab mir aus den Paketen des Roten Kreuzes, die wir niemals erhielten, Trockenmilch, Flocken und Zucker, aber so wenig, daß es, auch wenn ich selber kochte und einteilte, nicht für alle Säuglinge reichte. Und hier befand ich mich in einer ähnlichen Lage wie in Auschwitz, daß ich die Kinder aussuchen mußte, denen ich die Zusatznahrung gab. Hier waren natürlich alle politischen Gesichtspunkte vergeblich. Wenn ich mit der Kanne Milch in den Block trat, wand sich vor mir ein Knäuel von Müttern mit verhungerten Kindern auf dem Arm, deren Köpfchen kraftlos herabgingen, und klagte und bettelte um Nahrung. Ich wußte, daß ich diese nicht für alle habe. Alle meine Bitten um eine größere Zuteilung von Nahrungsmitteln aus unseren Päckchen waren bei der Oberschwester und auch bei Dr. Treite vergeblich. Am liebsten wäre ich davongelaufen, aber ich mußte die Milch denjenigen Kindern zuteilen, die noch eine Hoffnung auf Rettung hatten. Die Klagen und Flüche der anderen Mütter werde ich nie aus den Ohren verlieren. - Außer einigen Kindern von entlassenen Müttern sind alle gestorben. Nur etwa dreißig zuletzt geborene, die den Abgang der Deutschen überlebten, blieben am Leben. Wir begannen nämlich sofort, alle Kinder aus den Paketen des Roten Kreuzes zu füttern, die wir nach dem Weggang der Deutschen im

Lager gefunden hatten. Da habe ich das Kochen und Verteilen aber schon an die Schwestern im Block abgetreten (Eliska Valentová, Hendrychová, die Holländerin Christje, die Französin Marie-Jo Chambart, die Jugoslawin Berka u.a.).

Ich habe in Auschwitz Berge von Leichen gesehen; später habe ich in Ravensbrück, als wir nach dem Abzug der Deutschen die Toten nicht verbrennen konnten und als wir wenigen Gesunden nicht die Kraft hatten, sie zu begraben, Leichen gesehen, die von Ratten angefressen waren. Das alles habe ich ertragen. Aber als ich einmal in den Kinderblock kam und die Schwestern die Decke von zwölf blauen kleinen Körperchen wegzogen, die nebeneinander auf einer Trage lagen, taumelte ich und war einer Ohnmacht nahe. Hysterisch schrie ich: „Polinnen, wie kann Euer Gott das zulassen, was konnten die Kinder Böses auf der Welt getan haben? Euer Gott muß ja ein Untier sein, wenn er zuläßt, daß unschuldige Kinder so gequält werden.“ Aber Gott hatte nichts zugelassen. Die armen Schwestern wollten für die Kinder und Mütter den Ofen heizen. Sie verbrannten allerlei Abfälle, der Ofen zog nicht, und so wurden die schwächsten Kinder einfach vergiftet.

Wir waren alle verzweifelt, die Mütter, die Schwestern und ich.

Wir Revierarbeiterinnen hatten bestimmte materielle Vorteile: zum Appell vor dem Block wurden wir von den „Polizistinnen“ erst im letzten Augenblick gerufen, denn wir mußten frühmorgens die Räume und die Kranken säubern. Deshalb standen und froren wir nicht 2 bis 3 Stunden früh im Dunkeln und abends nach der Arbeit. Wir arbeiteten in geheizten Räumen mit Zentralheizung, schliefen auf sauberen Feldbetten, bis auf die Wanzen, die uns in der Nacht plagten und die wir nicht loswerden konnten. Wir hatten einen Waschraum mit warmem Wasser zur Verfügung, einen netten eigenen Speiseraum und einen kleinen Garten, wo wir uns im Sommer am Sonntag nackt sonnen konnten. Das waren unsere lustigsten Augenblicke.

Andererseits kamen aber im Revier alles körperliche und seelische Leid, Krankheit und Tod zusammen. Unser seelisches und gefühlsmäßiges Leiden war oftmals schlimmer und erschöpfte mehr als das physische Ungemach der schwer Arbeitenden. Auch litten wir unter Schlafmangel, denn es gab keine eingeteilten Nachtdienste, und wir, die wir im Revier wohnten (Dr. Ilse Kurt, ein deutsches Mannsweib und Ärztin, die Revierverwalterin Fina, die Köchin Greta, beide auch Deutsche, und ich), hatten ständigen Dienst bei den Kranken außer bei den Infektionen und beim Kreißaal. Einmal brachten mir die Frauen aus dem Block auf der Trage eine Kranke, die angeblich Krämpfe hatte und schrie. Ich schaute sie an, untersuchte sie gründlich und schlug ihr zum Erstaunen aller, die meine Fürsorglichkeit kannten, ins Gesicht und schrie sie an, sie solle aufhören mit dem Theaterspiel, aufstehen und die Trage in den Block zurückbringen. Und der Anfall war vorbei. Hysterische Anfälle gab es im Lager erstaunlicherweise nicht viele, aber es war nötig, streng durchzugreifen. Man brachte mir aus dem Block die 16jährige Helenka Trojácková mit starken Bauchschmerzen. Ihre Mutter war im Lager gestorben. Ich legte sie aufs Bett und stellte eine Blinddarmentzündung fest. Aber ihr Zustand verschlechterte sich rapide. Ich wagte eine unerhörte Sache: ich bat die einzige menschliche SS-Schwester Gerda, die zum Glück Nachtdienst hatte, sie



möchte Dr. Treite rufen, weil man sofort operieren müßte. Viel habe ich mir davon nicht versprochen, aber es war Herbst 1944 und unsere Peiniger waren etwas weicher geworden, und so kam Treite tatsächlich, und wir haben Helenka noch in der Nacht operiert. Es ging gut, und Helenka ist nach Hause nach Mähren zurückgekehrt. Und für diesen nächtlichen Eingriff gönnte ich Dr. Treite, daß er dem Galgen, zu dem ihn ein britisches Militärgericht in Hamburg auf der Grundlage unserer Zeugenaussagen verurteilt hatte, durch Selbstmord mit Gift entgangen war.

Sehr schlimm waren die Transporte kranker und verletzter Frauen aus den Fabriken. Die Kranken brachte man uns gewöhnlich in einem äußerst erbärmlichen, oftmals hoffnungslosen Zustand ins Lager zurück. Am traurigsten waren diese Transporte nach Luftangriffen auf die Fabriken. Die Verletzten mußten meist sofort auf den Operationstisch, einige brachte man schon tot vom Bahnhof, und oftmals waren unter ihnen welche, denen die Schrecken der Luftangriffe den Verstand geraubt hatten. Die Wahnsinnigen isolierten wir zunächst im so genannten „Stübchen“ im Revier, wo sich in einem kleinen Raum meist ihrer sechs befanden. Die Frauen waren meist unruhig und aggressiv, und so war dies keine leichte Aufgabe. Ich brauchte immer zwei Schwestern zur Hilfe. Zuerst einmal mußten wir die Wahnsinnigen einfangen, in dem hölzernen Raum mit Balken kletterten sie auch auf Wände, Fenster und Türen, dann sie festhalten und sehr langsam Evipan in die Adern spritzen. Dabei bedrohten uns oftmals die Irren, die noch herumliefen und unsere Mühen zunichte machten. Geistige Verwirrung war keine häufige Erscheinung im Lager, trotz der nervenraubenden Umstände; die Mehrzahl der Frauen wurde außerhalb des Lagers bei Luftangriffen verrückt.

Später nahmen die Fälle von Wahnsinn zu, und so wurde im Tuberkuloseblock 10 eine Abteilung eingerichtet, wo die Schweizerin Carmen Mory herrschte, eine Gefangene, die sich aber der großen Gunst von Ramdohr, dem Gestapoverantwortlichen im Lager, erfreute. Sie war völlig rücksichtslos, schlug die Kranken, verabreichte tödliche Tabletten. Als noch mehr Wahnsinnige zusammenkamen, wurden sie ins Gas geführt. Carmen haben wir in Hamburg zusammen mit den SS-Leuten abgeurteilt, und sie wurde zum Tode verurteilt. Sie hat sich aber im Gefängnis angeblich die Pulsadern aufgeschnitten, ehe es zur Hinrichtung kam.

Viele Frauen sind in meinen Armen gestorben. Vielen habe ich helfen können. Meine Hilfe war einerseits fachlich medizinisch, andererseits psychologisch. Fachlich konnte ich eingreifen, wenn ich die erforderlichen Medikamente in entsprechender Menge zur Verfügung hatte. Die Mittel bekamen wir offiziell aus unserer Revierapotheke, geleitet von der SS-Schwester Erika, aber in völlig unzureichender Menge. In der Apotheke arbeitete zum Glück unsere tschechische Magisterin der Pharmazie Bozenka Sirotková (Boudová), die es meisterhaft verstand, die SS-Schwwestern zu betrogen, und die mir immer viel mehr abgab. Ich selbst trug unter dem Kleid Kniehosen mit Gummiabschluß und dorthinein „organisierte“ ich mir in der Apotheke heimlich alles, was zur Hand war. Auch bekam ich heimlich Medikamente aus dem „Bad“, wo die Neuzugänge aufgenommen wurden, die meist irgendwelche Medikamente oder Vitamine bei sich hatten. Die Häftlinge sollten ihnen die Medikamente eigentlich abnehmen und abgeben, aber wenn es nur irgend

ging, versteckten sie sie und gaben sie im Revier für die Kranken ab. - Kürzlich bekam ich einen Brief von einer Tschechin, die sich noch nach Jahren schämte, daß sie es zur Bedingung gemacht hatte, daß die ihr abgenommenen Medikamente nur eine tschechische Patientin bekommen dürfe. - Im Lager pflegten wir keinen Nationalismus, sondern internationale Solidarität, und so habe ich ihr damals angeblich zugesichert, daß die Medizin diejenige bekommt, die sie am meisten braucht. Aus all diesen Quellen richtete ich so etwas wie eine Häftlingsapotheke ein, die wir an verschiedenen Stellen versteckten und aus der wir bei Bedarf Medikamente entnahmen und die wir mit den offiziellen Zuteilungen auffüllten. Wir verstanden es, die große Angst der SS-Mediziner vor Infektionskrankheiten auszunutzen. Deshalb bekam ich bei einer Diphtherieepidemie tatsächlich in ausreichender Menge Antidiphtherieserum. Die Fälle waren meist sehr schwer mit anschließenden Lähmungen. Es gelang mir sogar, Strychnininjektionen zu bekommen, so daß die Diphtheriefälle mit Lähmungen auch geheilt wurden.

Die Angst vor dem sich ausbreitenden Flecktyphus im Jahre 1945 brachte die SS-Ärzte dazu, Impfstoffe mit Originalvignetten vom Staatlichen Hygieneinstitut in Berlin zu beschaffen. Den Stoff probierte ich zuerst an mir aus, denn ich hatte Typhus in Auschwitz durchgemacht, und dann im Revier an den Mitarbeiterinnen. Der Stoff war unschädlich. Es begann eine Massenimpfung. Geimpft haben wir Häftlingsärztinnen sowie die SS-Schwestern Tag und Nacht. Nach einigen Tagen stellte ich fest, daß stark unterernährte Frauen nach der Injektion echten Flecktyphus bekamen und meist starben. Ich machte Dr. Treite darauf aufmerksam, daß die geschwächten Frauen keine Kraft zur Bildung von Antikörpern haben und auf die Injektion mit dem abgeschwächten Antigen mit tödlicher Erkrankung reagieren. Trotz meiner Hinweise wurde die Impfung bei allen ohne Rücksicht auf ihren Gesamtzustand fortgesetzt. Ich erläuterte den Häftlingsärztinnen und -schwestern, daß wir uns bemühen müssen, soviel wie möglich selbst zu spritzen und dabei differenzieren: Frauen mit gutem Gesamtzustand die Injektion geben, geschwächte Frauen nur leicht anstechen und den Impfstoff beim Wechsel der Nadel wegspritzen. Danach erkrankten nach der Impfung nur Frauen, die von den SS-Schwestern geimpft worden waren. Zum Glück ärgerten sich diese Schwestern bald darüber, überließen das Impfen uns und führten nur die Aufsicht. Wir setzten die Impfung auf differenzierte Weise also erfolgreich fort, und die Schwestern merkten nichts. Beim Prozeß in Hamburg beschuldigte ich Treite, daß er die Todesrate durch Flecktyphus durch das Impfen ungeeigneter Frauen erhöht hat, obwohl ich ihn darauf aufmerksam gemacht hatte. Die britischen Richter hielten das aber für eine rein fachliche ärztliche Ansicht, und gaben Treite keine Schuld.

Oftmals gab es aber nicht die erforderlichen Medikamente, und dann mußte meine Psychotherapie einsetzen. Mit ernstem Gesicht und tiefer Überzeugung verordnete ich z. B. bei Lungenentzündung gewöhnliches Aspirin, manchmal sogar nur ein halbes, mit dem entsprechenden Hinweis, daß es eine seltene Arznei sei, die ich für sie aufgetrieben habe und daß sie genau so und so einzunehmen ist. Und der Erfolg stellte sich meist ein, denn die Frauen glaubten mir und damit an ihre Genesung. Der Wille zum Leben und das menschliche Verständnis waren das, was den Frauen

zu überleben half. Es gelang mir, das Vertrauen von Frauen aller Nationalitäten zu gewinnen, und die Bezeichnung „Lagersonne“ geht mir über alle offiziellen Auszeichnungen.

Die Arbeit der Häftlingsärztinnen und -schwestern in den Bettenabteilungen war sehr schwer, aber verhältnismäßig ruhig. Bettenabteilungen im Revier und in den Blöcken gab es mehrere: chirurgische Abteilung, innere Abteilung, Infektionsabteilung direkt im Revier, Krankenblock 11 (Innere), Block 5 und 6 für Magen/Darmerkrankungen, Block 10 für TBC und Psychiatrie. Die Arbeit in der Ambulanz hingegen, wo ich die meiste Zeit verbrachte, war dramatisch, und wir alle standen dabei immer mit einem Bein im Bunker. Es handelte sich nämlich um eine hervorragend organisierte Sabotagegruppe. Die Gesundheitspflege im Lager war so organisiert: Kranke mußten sich bei ihrer Block- oder Stubenältesten melden und wurden von denen in die Ambulanz gebracht. Zuerst kamen die Frauen zum so genannten Wägelchen, was wirklich ein kleiner Wagen mit den nötigsten Medikamenten und Verbandsmaterialien war. Hier herrschte gewöhnlich, unter Aufsicht der SS-Schwester, die Pharmazeutin Bozka Sirotková, die kleine Verletzungen behandelte und die Temperatur maß. Die wurde grundsätzlich im After gemessen. Zur Behandlung durch den Arzt durften praktisch nur Frauen mit Fieber, und so hatte Bozenka zwei Thermometer, mit denen sie vor den Augen der SS-Schwester Fieber „herbeizaubern“ konnte. Die kranken Frauen gingen in Zweierreihen über einen langen Gang mit weißen Fliesen zum Behandlungsraum. Hier saß eine weitere SS-Schwester, manchmal auch die Oberschwester, am Behandlungstisch, und neben ihr stand unsere Zauberin-Dolmetscherin Hanka Housková. Sie kannte alle Sprachen, die im Lager gesprochen wurden - außer Ungarisch - sogar Spanisch hatte sie etwas gelernt. Sie ließ die Gefangene sagen, worüber sie klagt, aber übersetzte „ganz frei“, d.h. sie sagte das, wovon sie wußte, daß es ihr zur ärztlichen Untersuchung verhalf. Wenn es der Schwester nicht so vorkam, daß die Patientin Fieber hat, mußte Hanka erneut die Temperatur messen. Es wiederholte sich die Täuschung mit den Thermometern, und die Patientin hatte wirklich „Fieber“ und wurde zu mir auf die Innere zur Untersuchung in den nebenliegenden kleinen Raum geschickt. Wenn es der SS-Schwester aber nicht gefiel, schmiß sie die Patientin mit Fieber und einigen Tabletten gegen Fieber oder Durchfall raus. So wurden die wirklich kranken Frauen behandelt und betreut; oftmals waren sie aber nur erschöpft oder mußten aus einem Transport raus. Das war dann wirklich ein sehr gefährliches Unternehmen. Ich erinnere mich an eine Französin - ihren Namen kenne ich nicht, darauf kam es uns überhaupt nicht an. Sie sollte auf Transport gehen, und es war nötig (Entscheidung des internationalen Komitees), sie im Lager zu behalten. Man brachte sie direkt in den Behandlungsraum der Aufseherin, sie sei bewußtlos geworden, als der Transport schon angetreten war. Die SS-Schwester befahl Hanka, die Temperatur zu messen, und Hanka „zauberte“ mit ihrem vorbereiteten Thermometer 39,4°C herbei. Sie wurde also zu mir zur Untersuchung geschickt. Es fehlte ihr nichts, aber es war nötig, sich etwas Ernstes und dabei mit geringen Symptomen auszudenken. Ich belehrte sie und schrieb eine Diagnose: Rippenfellentzündung, was im Lager

immerhin Aufnahme ins Krankenhaus bedeutete. Aber die Aufseherin vom Transport wollte die Krankheit nicht anerkennen und rief Treite. Wir Eingeweihten erstarren alle, und der Puls beschleunigte sich bei allen, nicht nur bei der Kranken. Dank diesem Umstand zählte Treite bei der Französin 120/min. und ließ die Temperatur noch einmal messen. Die souveräne Hanka maß unter Aufsicht des SS-Arztes und der SS-Schwester erneut 39,4°C. Uns fiel ein erster Stein vom Herzen. Treite aber befahl der Frau sich auszuziehen und holte sein Phonendoskop (ärztliches Abhörinstrument). Ich wußte zwar, daß er sich als Gynäkologe in der Inneren nicht so auskennt, aber eine Rippenfellentzündung ist schon durch Abklopfen zu erkennen. Ich stand hinter ihm, als ich ihm meinen „Befund“ ausführlich schilderte, und redete im Geiste wiederholt auf ihn ein: Du Hund wirst sie nicht untersuchen, Du Hund wirst sie nicht untersuchen... Plötzlich wandte er sich widerwillig von dem abgemagerten Rücken ab und verkündete: „Geben Sie ihr Revieraufnahme“, d.h. verlegt sie ins Krankenhaus. - Auch wenn das nicht der einzige Vorfall war, ist er mir wegen seiner Dramatik in Erinnerung geblieben, und ich habe ihn auch der Pujmannová erzählt, die ihn in ihrem Buch „Das Leben besiegt den Tod“ verwendet hat. - Wenn die Sache nicht gelungen wäre, wären wir alle in den „Bunker“ (Kerker) gegangen und hätten eventuell 25 Schläge bekommen, was zu 90% den Tod bedeutet hätte. Aber es ging nicht nur um uns, sondern um die Zerschlagung eines eingespielten Kollektivs vom Wägelchen zum Behandlungsraum und weiter zum Labor und zum Röntgen. Im Laboratorium durch Fr. Peterková (Hrubá), Inka Katnarová, Vera Bobková, Jana Michová, eine Rotarmistin und die Sanitäterin Milka Skrbková zauberte man eine hohe Anzahl weißer Blutkörperchen herbei, krankhafte Ablagerungsmengen im Urin usw., je nach der Diagnose, die ich mir ausgedacht hatte. Sie mussten allerdings immer Proben zum Vorzeigen bereit haben, falls Treite zur Kontrolle kam. Ebenso war es beim Röntgen, wo hauptsächlich Marenka Pavlacká immer Aufnahmen mit falschen Namen zum Vorzeigen hatte. Und so zauberten wir alles Mögliche, damit sich die Frauen im Krankenhaus eine Weile von der entkräftenden Arbeit erholen konnten.

Manchmal ist uns aber auch etwas nicht gelungen. Ich erinnere mich lebhaft an Bozka Svobodová (zufällig die Amme meines Bruders Vitek). Sie war nicht die Jüngste und brauchte etwas Erholung, und so hatte ich mir Ischias ausgedacht. Sie war von mir so gut instruiert, daß Treite beschloß, den Nerv mit Alkohol anzuspritzen. Ich arbeitete in der Ambulanz, und da kam eine der Revierarbeiterinnen hineingestürzt, daß sie Bozenka in den Saal fahren. Sie war ja „so krank“, daß sie nicht mal gehen konnte! Ich fliege in den Saal, und sehe was sich tut. Ich sehe vor mir die wunderschönen, dunkel glänzenden Augen auf mich gerichtet mit der Bitte um Hilfe. Es war dies allerdings eine eher komische als tragische Situation. Und so flüsterte ich ihr zu: „Meine Liebe, jetzt läßt sich nichts mehr machen, den Stich in den Hintern wirst Du vielleicht aushalten, und dafür bleibst Du länger im Krankenhaus“. Und sie hielt durch und lachte, als Treite feststellte, daß sich ihr Zustand nach seinem Eingriff schnell „besserte“, weil Bozka Angst hatte vor einer weiteren schmerzhaften Spritze und sie sich doch allgemein etwas erholt hatte. Wir hatten überhaupt Glück, daß die SS-Ärzte im Allgemeinen nichts verstanden und

sich umso leichter täuschen ließen. Der größte Idiot war Orendi. Den habe ich das Abklopfen und Abhorchen gelehrt, allerdings mit gehörigem Abstand. Pletich wußte vielleicht ein bißchen mehr. Dr. Lukas war der Freund der SS-Schwester Gerda, und diese beiden waren die einzigen, die sich menschlich uns gegenüber verhielten, ja uns sogar halfen. Beide kamen allerdings erst im Jahre 1944. Dr. Lukas brachte z. B. persönlich ein bestimmtes Medikament (Antidotum) in den Block 10 gegen die zum Tode führenden Tabletten der „Oberschwester“. Er lehnte es ab, Selektionen irgendwelcher Art durchzuführen. Er verschwand etwa im März 1945. Man sagte, er mußte wegen Befehlsverweigerung an die Front. In den sechziger Jahren wurde ihm in der DDR der Prozeß gemacht - er wurde wegen Durchführung von Selektionen an der Rampe in Auschwitz angeklagt. Aber in Ravensbrück verhielt er sich wirklich menschlich, wie dies auch die deutschen Häftlinge in ihrem ersten Buch in der DDR anführten.

Schwester Gerda war eine gebildete Frau und scheute sich nicht, während ihrer Sonntagsdienste mit uns über Literatur und Musik zu sprechen. Am meisten half sie uns aber bei der Sterilisierung der Zigeunermädchen. Irgendeiner der Ärzte wollte die in Auschwitz praktizierte Clauberg-Methode der Sterilisation auch in Ravensbrück ausprobieren. Sie bestand darin, daß in die Gebärmutter unter Druck eine Lösung von Silbernitrat und Röntgenkontraststoff gespritzt wurde. Das geschah alles unter dem Röntgenschild und der Erfolg stellte sich ein, wenn die Lösung in die Eileiter gelangte. Dort provozierte sie eine sterile Entzündung, die zu einer Verklebung der Eileiterwände und damit zur Unfruchtbarkeit führte.

Um für die Versuche Menschenmaterial zu bekommen, redete man dem Zigeunertransport ein, daß die Frauen entlassen werden, wenn sie sich sterilisieren ließen. Die Frauen stimmten für diesen Preis zu. Es wurden etwa 160 Frauen sterilisiert. Alles geschah heimlich sonntags im Röntgenraum. Am letzten Sonntag suchte man etwa 10 Mädchen zwischen 10 und 12 Jahren aus. Auch einem Laien ist klar, um was für einen barbarischen Eingriff in den noch nicht erwachsenen Organismus es da geht. Die Kinder im Röntgenraum klagten und schrieten, und wir Mediziner wußten, worum es geht, auch wenn an den Versuchen kein Häftling teilnehmen durfte. Sonntagsdienst hatte damals Schwester Gerda. Wir flehten sie an, den Kindern wenigstens eine leichte Narkose zu geben. Das Klagen hörte auf, dafür warfen sie uns die Kinder bewußtlos aus dem Röntgenraum heraus. Wir breiteten mit Hanka einige Decken auf dem Boden im kleinen Behandlungsraum aus, und dorthin legten wir die Kinder, die aus den Gebärorganen bluteten und wieder klagten und sich nach der Narkose übergaben, und betreuten sie den ganzen Tag und die Nacht durch. Die armen kleinen weiblichen Körper boten einen erschütternden Anblick. Erst vor der Morgensirene trugen wir die Kinder in die entsprechenden Blocks. Auch die SS-Schwester Gerda war erschüttert und legte uns nichts in den Weg. Zwei dieser kleinen Märtyrerinnen sind dennoch gestorben. Nach den Röntgenaufnahmen war bei ihnen die Lösung nicht in die Eileiter gelangt, und die Sterilisation war also nicht gelungen. Treite ließ sich zur Durchführung einer Bauchoperation herbei, und beide Kinder sind nach weiteren Leiden an einer eitrigen Bauchfellentzündung gestorben. Bis heute kann ich den deutschen Ärzten

diese abscheulichen Versuche nicht vergessen, die schon bei erwachsenen Frauen riskant, bei Kindern aber sträflich waren. In diesem Sinne habe ich auch vor dem Nürnberger Gericht ausgesagt.

Schwester Gerda befreundete sich sehr mit der norwegischen Gefangenen Sylvia Salvesen, der Frau des Arztes der königlichen Familie in Oslo und Freundin der norwegischen Königin. Gerda ermöglichte Sylvia briefliche Verbindung mit Lord Bernadotte, dem Vorsitzenden des Schwedischen und des Internationalen Roten Kreuzes, und der organisierte noch vor Ende des Krieges den Abtransport der Norwegerinnen nach Norwegen und einiger Polinnen aus dem Lager nach Schweden. Unter ihnen war auch Sylvia. Nach dem Krieg holte sie Schwester Gerda zu sich und schützte sie mit ihrer großen Autorität.

Eine völlige Bestie war Winkelmann, der im letzten Winter ins Lager kam. Ich bin überzeugt, daß er nicht mal ein Arzt war, und ich habe ihm im Hamburger Prozess von 1946 auch keinen Arzttitel zuerkannt, weil er im Lager nie etwas anderes gemacht hat als Selektionen zur Vernichtung von Frauen. Wenn ich schon bei den SS-Ärzten bin, erinnere ich mich daran, was für eine „wissenschaftliche“ Arbeit ich für sie gemacht habe. Treite wußte, daß ich lange in einer Klinik gearbeitet habe, und so wandte man sich vertrauensvoll an mich. Zunächst machten wir Versuche mit einer Lösung aus „Kakerlaken“ (Küchenschaben), die sich nachts zu tausenden in der Häftlingsküche tummelten. Pletich ordnete an, ich solle sie kochen, die Lösung filtern und dreimal täglich Kranken mit geschwellenen Beinen geben und die Wirkungen genau verzeichnen. Am schlimmsten für mich war, sie zu fangen und zu kochen. Das mußte ich tun, denn Fina, eine deutsche Gefangene, beobachtete mich. So habe ich das gefiltert und heimlich weggegossen. Es war zum Glück eine farblose Lösung und ließ sich also durch Wasser ersetzen. Das „Medikament“ habe ich genauestens dreimal täglich verabreicht, habe die Urinmenge verfolgt und alles farbig in Fieberkurven verzeichnet. Ich habe das sehr gern getan, denn die Frauen durften sich lange im Bett erholen und durch die Ruhe im Bett wurden sie die geschwellenen Beine, Herzschwäche usw. los. Auch das Essen war im Revier besser. Pletich war zufrieden mit seinem „Versuch“, verfolgte meine Aufzeichnungen und nahm sie dann mit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er die günstigen Auswirkungen seiner „Kakerlaken-Kur“ irgendwo publiziert hat.

Eine weitere „wissenschaftliche“ Arbeit machte ich für Dr. Trommer. Das war der Chefarzt für mehrere Lager, und unsere Ärzte waren ihm unterstellt. Klein, zierlich, mit schwarzen Haaren und herrischem Auftreten, kam er manchmal, wahrscheinlich aus Berlin, zu uns. Er trug mir gemeinsam mit Treite auf, den Urin der schwangeren Frauen zu sammeln und ihn täglich einem Teil der Bauchtyphuskranken in den Mastdarm zu spritzen. Diesen Kranken durfte ich überhaupt keine Medikamente geben, auch nicht gegen Fieber oder zur Anregung der Herzstätigkeit. Schnell hatte ich alles im Kopf überschlagen und die Aufgabe angenommen. Selbstverständlich mußte alles zugunsten einer möglichst großen Zahl von Gefangenen organisiert werden. Ich überzeugte Dr. Treite, daß wir fünf schwangere Frauen im Krankenhaus aufnehmen müssen, um von ihnen zuverlässig Urin zu gewinnen. Die Schwangeren

waren im Warmen und in Ruhe, bekamen die Krankenkost, die zwar eintönig, aber besser war als im Block. Dafür mußten sie nur ins Glas urinieren.

In der Typhusabteilung unterteilte ich die Kranken in etwa 20 „Versuchs-“ und 20 Kontrollfrauen, wie es die wirkliche wissenschaftliche Arbeit erfordert. Die Kontrollfrauen bekam die übliche Behandlung: Antipyretika, Kardiaka und in der Krise Kampferinjektionen oder intravenös Strophantin mit Glukose - nach der Ernsthaftigkeit des Zustandes. Alles habe ich sorgfältig aufgezeichnet und habe Verzeichnisse, wirklich wie in einer Klinik, geführt. Die „Versuchs“-Frauen bekamen entsprechend der Aufzeichnung morgens den Urin der Schwangeren in den Mastdarm und dann gar nichts mehr. Die Wirklichkeit sah allerdings ganz anders aus. Morgens führte ich zwar ein Afterröhrchen ein - die Mehrzahl der Frauen hatte Durchfall - aber in den Darm habe ich nichts gespritzt. Dieses kleine Theater war nötig, denn nicht alle Frauen waren so intelligent, daß sie mich nicht doch unwissentlich verraten hätten. Ansonsten bekam diese Gruppe natürlich die gleichen Medikamente wie die Kontrollgruppe, mit dem Unterschied, daß ich sie nicht aufschrieb. Auf dem Fieberblatt wurde sorgfältig mit einem gelben Stift die Menge verabreichten Urins neben der üblichen Fieberkurve und der Pulsmessung aufgemalt. Trommel kam von Zeit zu Zeit, um die Aufzeichnungen anzusehen. Zu den Kranken ist er nie gegangen, diese Kontrolle übertrug er Treite - und es schien, daß er mit meinen Aufzeichnungen zufrieden war. Und so waren wir alle zufrieden: die SS-Ärzte, die Schwangeren, die Kranken und ich, bis zur Katastrophe. Ich arbeitete in der Ambulanz, als sie aus der Infektion zu mir gelaufen kamen und sagten, daß eine der Typhuskranken einen kritischen Kollaps hat. Ich lasse alles liegen und laufe zu der Kranken. Es war eine der „Versuchs“-Frauen, aber Strophantin mit Glukose in die Vene war nötig. Ich gebe auf dem oberen Bett mit Hilfe der Schwester langsam die intravenöse Injektion, als Treite an der Tür erscheint. Er wußte leider gut, wo die „Versuchs“-Fälle liegen und wo die Kontrollgruppe. Er brüllte mich ziemlich ungewöhnlich an - im Allgemeinen verhielt er sich höflich zu mir -, was ich da mache. Mein Herz bebte zwar, aber die Injektion gab ich zu Ende, dann kletterte ich runter, und in sein Geschrei hinein erklärte ich stolz, ich sei Absolventin der Karlsuniversität und hätte bei der Promotion geschworen, niemals die Sorge um die Kranken zu vernachlässigen. Hier sei es um eine schwere Herzkrise gegangen, die ohne Eingriff bestimmt den Tod bedeutet hätte.

Treite brüllte weiter, daß ich in den Bunker (Lagergefängnis) komme, daß ich 25 (Schläge) bekomme, daß er mich aus der Arbeit im Revier rausschmeißt. Ich antwortete ruhig, daß ich durch die Arbeit im Revier schon sehr müde bin. Ich mußte mit ihm zur Oberschwester, und die schrie doppelt so laut ihr „immer dieselbe“. Als sie sich ausgesprochen hatten, ging ich zu den Patienten zurück und wartete, was mit mir wird. Und ich wunderte mich über die Welt: Es passierte mit mir nichts. Ich arbeitete wie früher und setzte sogar die „wissenschaftliche“ Arbeit fort, obgleich Treite doch klar sein mußte, wie ich vorgegangen war und daß alles für die Katz ist. Wahrscheinlich hat er Trommer überhaupt nichts gesagt und der hat angeblich mit dieser Arbeit in Berlin habilitiert.

Das war vermutlich der Grund, warum mein Disziplinverstoß ohne Folgen abging. Gleichzeitig spürte ich aber, daß ich Treite mit meiner Unerschrockenheit imponiert hatte. Ähnlich wie den Kommissar Friedrich bei der Gestapo in Prag. Nur Stolz - bis Frechheit - zählte für sie. Er sympathisierte nicht mit mir, ich hatte ihn nur mit meiner Haltung beeindruckt, sonst wäre er nach dem großen Luftangriff auf Prag im Februar 1945 nicht so gemein zu mir gewesen. Im Operationssaal sagte er schadenfroh zu mir: „Stenka, Prag wurde bombardiert“. Er wußte, daß ich ein Kind dort habe. Ich darauf ruhig - auch wenn ich große Angst hatte, was mit den Unsrigen in Prag passiert: „Ich weiß“. Er schaute mich enttäuscht an, daß er mich nicht beunruhigen konnte und sagte: „Aber Prag wurde stark bombardiert!“ Das gab mir den Rest, und weil wir allein waren und ich wußte, daß er nicht privat mit mir reden durfte und daß er sich also nicht über mich beschweren konnte, setzte ich kühn hinzu: „Wir werden uns Prag wieder aufbauen, aber die Menschen werden nicht zurückkommen!“ und ging weg. - Wenn er seine SS-Mütze nicht auf dem Kopf hatte, war mit ihm sogar zu reden: über Prag, wo er einen Kurs in Militärchirurgie im beschlagnahmten Sanatorium in Podolí absolviert hatte und wo es ihm gefallen hatte. Er machte oft Bemerkungen über die Dummheit seiner Vorgesetzten, aber dabei fürchtete er sich, vor allem vor der Oberschwester. Er ließ sich sogar zu Selektionen herab, wenngleich er das mit großer Unlust tat.

Nach der offiziellen Arbeit in der Ambulanz-„Revierstunde“, wenn die übrigen Häftlinge außer den Revierarbeiterinnen frei hatten („Freistunde“), rannte ich zu den Blöcken der älteren kranken Frauen, die Angst hatten, sich im Revier zu zeigen, um nicht auf Transport zur Vernichtung geschickt zu werden. Aus dem gleichen Grund operierte ich mit Hanka in den Mittagsstunden, wenn die SS-Leute zu Tisch gingen, große eitrige Erkrankungen z. B. Klara Cervinková. Das gleiche geschah an den Sonntagen, so daß ich für mich kaum einen kleinen Augenblick zur Erholung hatte. Wenn nicht meine Marenka Pavlacká gewesen wäre, die immer aufopferungsvoll mit dem vorbereiteten Essen im Tagesraum auf mich wartete, hätte ich abends oftmals gar nichts gegessen.

Ich muß noch die Arbeit der Revierarbeiterinnen mit der Blutabnahme für die Wassermann-Reaktion zur Feststellung von Lues und mit den Abstrichen zur Feststellung von Tripper bei allen Zugängen erwähnen. Außerdem wurde Blut vor allem den besser ernährten Küchenarbeiterinnen für deutsche Soldaten abgenommen. Sie bekamen dafür arbeitsfrei. Für die Mädchen aus dem Revier bedeutete dies einen Ausflug zu Fuß mit dem abgenommenen Blut nach Fürstenberg. Ich kam leider niemals an die Reihe, ich hatte zuviel Arbeit, aber ansonsten wechselten sich die Mädchen in dieser angenehmen Arbeit ab. Das Revier wählte auch aus und „verbesserte“ das Aussehen der freiwilligen „Liebedienerinnen“ für die Lagerbordelle. Für diese Arbeit konnte man nur deutsche Asoziale gewinnen, die wahrscheinlich schon vor der Inhaftierung das gleiche gemacht hatten. Sie wurden immer von der Oberschwester ausgewählt. Sie wurden ärztlich untersucht - vor allem wurde erneut das Blut auf Lues untersucht -, bekamen zusätzliches Essen und Vitamine, brauchten nicht zu arbeiten, badeten sich und sonnten sich unter der



Höhensonne. So „veredelt“ führen sie mit der Zusage guten Lebens und der Entlassung in die Freiheit nach einem Jahr Wirken ab....

Im September oder Oktober 1943 erinnerte man sich in der Lagerleitung der Revierarbeiterinnen und wollte einige von ihnen für ihre Arbeit mit Prämien auszeichnen: mit Anweisungen an die Kantine, wo sie sich zusätzliches Essen kaufen konnten. U.a. wurden zur Auszeichnung vorgeschlagen Ilsa Machová-Kreibichová (Dolanská) und die sowjetische Ärztin Maria Klugmann. Beide lehnten die Auszeichnung mit der Begründung ab, daß sie ihren Mitgefangenen helfen und daß sie dafür nicht ausgezeichnet werden möchten. Beide wurden sofort aus dem Revier rausgeworfen. Ilsa ging in der Weberei im Industriebhof arbeiten, und Maria wurde als Ärztin nach Barth zum Kommando der im Werk Beschäftigten geschickt. Ilsa war mit ihrer neuen Arbeit sehr zufrieden, weil für sie die „Revieraufregungen“ entfielen, aber Maria, eine Fachchirurgin, lebte im Kommando sehr primitiv und konnte ihr Fachwissen nicht anwenden.

Für uns wenige, die wir lebend aus dem Lager von Auschwitz entkommen waren, war es schrecklich zu beobachten, wie sich das reine Arbeitslager in ein Vernichtungslager verwandelte. Das begann mit dem riesigen Zustrom von Gefangenen aus den evakuierten östlichen Lagern, die nach und nach von der Roten Armee besetzt wurden. Vor Weihnachten 1944 kamen viele uns bekannte Frauen aus Auschwitz. Unter ihnen waren einige, die zur Vernichtung weggeschickt worden waren, meist nach Lublin. Unter den wie ein Wunder geretteten Frauen war auch Anna Bartlová, eine tschechoslowakische Staatsangehörige rumänischer Herkunft. Sie war ungefähr 60 Jahr alt, als sie mit unserem Transport aus Auschwitz in Ravensbrück ankam. Sie sprach perfekt deutsch - sie hatte einen Handschuhladen in Karlovy Vary und einen in Prag, Na Mustku, - aber für die Verwaltungsarbeit im Lager war sie schon zu alt. Deshalb wurde sie den älteren Strickerinnen zugeordnet. Bei einem Fall brach sie sich den Schenkelhalsknochen und kam zu mir ins Krankenhaus. Ein operativer Eingriff (Nageln) kam nicht in Erwägung, und deshalb improvisierte ich eine Extension mit Hilfe von Pflaster, Binden und Gewichten (Ziegeln). - Im Lager war es überhaupt erforderlich, sich mit dem zu behelfen, was erreichbar war und was den durch Hunger, Kälte und Leiden geschwächten Organismus nicht übermäßig erschöpfte. Ich hatte auch eine verhältnismäßig große Anzahl von Frauen mit eitrigen Pleuritiden - Brustfellentzündung mit Ausfluß - zu behandeln. Eine Rippenresektion war ein zu anspruchsvoller Eingriff, und die postoperative Betreuung war nicht gewährleistet. Deshalb habe ich mir dank meiner Kenntnisse aus der Kinderheilkunde selbst einen Bülhavov-Drainageapparat mit permanentem Abfluß des Eiters und der täglichen Möglichkeit von Spülungen mit Rivanol konstruiert. Dieses Vorgehen hat sich tatsächlich bewährt.

Treite lachte über meine „Erfindungen“, aber er verbot sie nicht. Meine Patientin mit der Extension reichte er in einen Transport zur Vernichtung in Lublin ein. Ich konnte nicht mehr helfen. Im Geiste hatte ich schon Abschied von ihr genommen, aber zu meiner größten Überraschung kam sie mit einem östlichen Transport zurück und hinkte nicht einmal. Sie fuhr dann mit uns nach Prag, fand in ihrer früheren Wohnung eine große Summe Geld versteckt, erhielt die tschechoslowakische

Entschädigung für erlittene Leiden. Die Tochter mit dem Enkel kehrte aus Japan zurück, und erst jetzt wurde mir klar, daß sie Juden sind. Im Lager hatte sie das verheimlicht, und das hatte sie gerettet. Ihre Tochter war bald gestorben, und Anna ist danach mit dem Enkel und all ihrem Eigentum nach Israel ausgewandert. Auch hier bekam sie eine Entschädigung, genauso wie in Westdeutschland, wohin sie aus Israel übersiedelte. Sie starb mit etwa 90 Jahren in der Schweiz, wo sie die letzten Jahre mit ihrem Partner lebte, weil sie sich mit dem Enkel und dessen Frau in Deutschland nicht verstand. Ich verbreite mich so über ihr Schicksal, weil es eine außergewöhnliche Vitalität zeigt, die ein schweres Schicksal überwindet.

Ein besonders schweres, aber ebenfalls siegreiches Schicksal hatte unsere teure Miluska Sámalová, Doktor der Naturwissenschaften und unglückliche Frau und Schwiegertochter der hingerichteten Sámals, eine Mutter von zwei kleinen Kindern. Nach der Hinrichtung des Ehegatten wurde sie nach Terezín geschickt und von dort sofort nach Auschwitz-Birkenau. Sie und Vlasta Kladvivová (Kuprychová) begrüßten uns in Birkenau. Sie hatte eine schwere Beinverletzung durch einen Metallkarren und machte dennoch die schwere Arbeit weiter, um sich den Kindern zu erhalten. In Ravensbrück wurde sie für die Fabrik ausgesucht und kehrte erst gegen Ende ins Lager zurück. Einmal kam sie abends zu mir ins Revier und fragte mich aus, was ich über ihre Kinder weiß und daß sie von mir wüßte, ich würde immer die Wahrheit sagen und sie also darauf vertraue. Es war schrecklich für mich, weil ich wußte, daß die Deutschen die Kinder weggeholt haben, und dabei war mir klar, wenn ich ihr die Wahrheit sage, dann bekommen wir sie nicht lebend nach Hause. Ich entschloß mich also zu einer „heiligen Lüge“. Als sie mir sagte, daß ein Neuzugang, eine tschechische Lehrerin aus dem Block 8, ihr erzählt habe, daß die Deutschen sich der Kinder bemächtigt haben und niemand weiß, wo sie sind, habe ich mich furchtbar aufgeregt und überzeugend bewiesen, daß viel geredet würde und daß sie doch in erster Linie ihren Eltern glauben müsse, bei denen die Kinder sind. Daß sie doch dafür Beweise hätte, weil ihr die Kinder selber schrieben. Sie war noch immer voller Ungewissheit und Angst, aber schließlich gelang es mir, sie zu beruhigen. Ich begleitete sie in ihren Block und brachte sie ins Bett, dann lief ich zum Block 8. Voller Zorn flog ich in den Schlafrum und fragte nach dem Neuzugang. Es kletterte so ein nichtsnutziges Persönchen herunter, und ich ging in der lapidaren Lagerumgangssprache auf sie los: „Du dämliche Kuh, was hast Du Miluska über die Kinder vorgequatscht? Woher weißt Du das, was tritts Du hier Gerüchte breit? Sie wird doch wohl wissen, daß ihre Kinder bei den Eltern in Mnisek sind, wenn sie ihr schreiben. Wir fragen uns hier gegenseitig zur Sicherheit nicht einmal danach, warum wir hier sind, und Du wirst uns hier solche Gerüchte verbreiten. Schäm Dich! Weißt Du, wie Du sie verletzt hast?“ - Es war tödliche Stille, denn viele Frauen wußten, daß die Lehrerin Recht hatte. Aber die Lagersolidarität und das Vertrauen zu mir sagten ihnen deutlich, daß es richtig ist, zu lügen wie ich. Wenn sie nach Hause kommt und die Wahrheit erfährt, dann ist sie schon bei ihren Eltern - der Vater ist Arzt - und beim Bruder und die werden sich schon zu helfen wissen. - Letztendlich haben sich die Kinder nach dem Krieg glücklich wieder eingefunden

und heute ist Miluska eine glückliche, 70jährige, immer noch hübsche und liebe Großmutter.

Ein tragisches Ende nahm Milena Jesenská, die nach der operativen Entfernung der Niere durch Dr. Treite starb. Der Eingriff war angezeigt, und der postoperative Zustand war befriedigend bis zu dem Augenblick, da Dr. Treite eine erneute Blut-Transfusion durchführte, gegen das Milena schon Antikörper entwickelt hatte. Das war keine Absicht, sondern tiefe internistische Unkenntnis von Treite. Trotz meiner ärztlichen und unser aller menschlichen Fürsorge war es nicht gelungen, sie zu retten. Sie starb in Hankas und meinen Armen, und noch in der Nacht legten wir sie gemeinsam pietätvoll in einen Sarg aus einfachen Brettern und belegten ihn mit allem Grün, das wir im Revier auftreiben konnten. Deshalb hat uns der Vorwurf von Grete Buber-Neumann schwer getroffen, die in ihrem in Westdeutschland erschienenen Buch die tschechischen Kommunistinnen verurteilt, weil diese sich angeblich nicht um Milena gekümmert hätten.

Nach der Befreiung des Lagers starb auch die alte Professorin der Geschichtswissenschaft Klára Cervinková, die wir die ganze Zeit wegen ihres erstaunlich intelligenten und schönen menschlichen Profils behütet hatten. Nach einer Krebsoperation starb in meinen Armen Lilka Federová, Kulturschaffende und Dichterin, sie hatte einen Gedichtband herausgegeben. Überaus schwer verabschiedeten wir uns von der lieben und geduldigen Emilka Beranová, die mit uns aus Auschwitz hergekommen war. Das bösartige Kreuzbeingeschwulst ließ sich nicht operieren oder heilen und so konnten wir nur für eine Linderung ihrer Schmerzen sorgen. Sie vertraute mir vor ihrem Tode eine Botschaft und ein Geschenk für ihr Töchterchen und ihren Mann an. Mit Schmerzen habe ich ihren letzten Willen nach meiner Heimkehr erfüllt.

Neben dem großen Frauenlager für etwa 12.000, später 40.000 Frauen gab es hinter dem Wald ein kleines Männerlager. Hier waren hauptsächlich Handwerker Gefangene, die Reparaturarbeiten nicht nur im Lager, sondern auch in den hübschen am See im Wald verstreuten Villen der SS-Leute durchführten. Die Männer hatten ihren Häftlingsarzt Dr. Frantisek Sil, der immer am Mittwochnachmittag Häftlinge zur Röntgenuntersuchung herbrachte. In unserem Operationssaal führte er notwendige Operationen an den Männern durch. Es stellte sich heraus, daß Franta aus Nový Jicín in Mähren ein entfernter Verwandter meines Míla ist, und erst hier lernten wir uns kennen. Den Männern reichte natürlich die Frauenverpflegung noch weniger als uns, und so haben wir für sie Brot gesammelt. Die Jungens aller Nationalitäten waren lieb und kamen gern zu uns. Von den Tschechen erkannten wir auch Jindra Veselý, von dem ich bis heute ein Paar schöner Lederschuhe habe, die er mir auf dem Marsch nach Hause „organisiert“ hat. Die Jungens haben uns versprochen, wenn das Ende da ist, brauchten wir keine Angst zu haben, sie würden uns beschützen. Es ist aber ganz anders ausgefallen, denn die SS hat zuerst sie nach Westen evakuiert, bevor sie die Frauen 'rausgejagt hat. Trotzdem haben zwei Jungens ihr Wort gehalten, daß sie sich bei Kriegsende um uns kümmern würden. Franta Bures und Jirsík kamen ins Lager zurück, als es schon von der Roten Armee

befreit war, und boten ihre Hilfe an. - Aber dazu später, wenn ich von unserer Befreiung und Heimkehr erzählen werde.

Ich sagte schon, daß der Schrecken von Auschwitz uns im Lager Ravensbrück einholte. Im Winter 1944/45 war das Lager zum Bersten überfüllt. Es reichten weder neue Baracken „hinter Draht“, noch die Kanalisation oder die Wasserversorgung, und so entstand auch hier anstelle eines Arbeitslagers ein Vernichtungslager. Auf den Strohsäcken, schon ohne Bezug, schliefen bis zu drei Frauen. Am Ende wurde sogar nur ein großes Zelt aufgebaut, ohne Fußboden, in das die Neuzugänge aus dem Osten, meist aus den evakuierten Lagern, hineingepfercht wurden. Selbstverständlich wuchs die Zahl der Erkrankten, es trat auch der befürchtete Flecktyphus auf, und die Sterberate ging steil nach oben. Transporte nach Belsen-Belsen - selbst Mütter mit Säuglingen waren darunter - lösten die Situation nicht, und so entschlossen sich unsere SS-Herren für die Gaskammer. Am 4. März 1945 standen wir zu einem außerordentlichen Appell auf der Lagerstraße, und vor unseren Augen fuhr man halbnackte Frauen aus den Krankenblocks auf LKW weg. - So ging die gebildete Literatin, unsere fröhliche Milena Balcarová-Fischerová, Mutter zweier Kinder, die TBC hatte, in die Gaskammer. Wir standen machtlos und voller Schrecken auf der Lagerstraße. Die abgeführten Frauen schrieten und kämpften in Vorahnung des schlimmsten Schicksals. Es waren Schüsse zu hören. Diese Transporte aus den Krankenblocks wiederholten sich, und es wurde auch im Wald in Spezialautos vergast, die wir nach dem Abzug der Deutschen fanden.

Die Vernichtung ging der SS aber zu langsam, und so fing sie auch in den Häftlingsblocks mit Selektionen an. Grauhaarige, Alte, mit geschwollenen Beinen oder körperlichen Schäden, wurden beim Appell ausgesucht und in die Übergangsstation zum Tod, ins so genannte Jugendlager gebracht. Das war ein Lager ganz nahe dem unsrigen. Früher wurden dort deutsche Mädchen „umerzogen“, die nicht arbeiten wollten. Diese Mädchen kamen, wenn sie krank waren, zur Behandlung zu uns ins Revier. Sie wurden hier nach Bedarf auch hospitalisiert. Die Oberschwester war ihnen günstig gesonnen, steckte ihnen Essen zu und gab ihnen Vitamine. Einige Mädchen waren ganz lieb und lustig. Mir gefiel eine kahlgeschorene Lachtaube, der ich den Spitznamen „Holzkopf“ gab - ich weiß nicht mehr warum. Ihr gefiel das, und auch als ihre Blasenentzündung ausgeheilt war, kam sie zur „Urinkontrolle“, um mich zu sehen.

Diese Mädchen hatten ein sehr schweres Leben, und deshalb bemühten sie sich, zu uns ins Krankenhaus zu kommen, um sich ein bißchen zu erholen wie unsere Häftlinge. Die Mädchen aus dem Jugendlager wurden Anfang 1945 entlassen oder abtransportiert, und es entstand ein angeschlossenes Vernichtungslager. Es herrschte hier eine Sudetendeutsche, die junge, schöne Vera Salvequard. Sie verteilte tödliche Tabletten und Injektionen und begleitete die Frauen in die Gaskammer.

Hier konnten wir nicht mehr helfen, und so mußte dafür gesorgt werden, daß möglichst wenig Frauen ins Jugendlager kamen. Deshalb haben wir den grauhaarigen Frauen sonntags am Vormittag im Revier die Haare gefärbt. Die Farbe wurde anfangs von der Tschechin Ruzenka Ertlová gebracht, die im Frisörsalon für die Aufseherinnen und die Frauen der SS-Männer arbeitete, danach wurde

massenweise mit tierischer Kohle gefärbt. Mit den geschwollenen Beinen war es schlimmer. Es ging nicht nur im Kardialödeme, die sich etwas beeinflussen ließen, sondern auch um Schwellungen wegen des ständigen Hungers. Wer beim Appell für das Jugendlager ausgesucht wurde, war praktisch verloren. Einmal kam unsere aufopferungsvolle Polizistin Veruska Diskantová mit der Nachricht ins Revier gelaufen, daß Mama Zápotocká und Jozka Dusková, ihre Freundin, für das Jugendlager herausgesucht worden seien und vor dem polnischen Block stünden. Einzig die Lagerpolizistinnen und wir, die Revierarbeiterinnen, konnten sich frei im Lager bewegen, und so waren wir stets bemüht, daß diese Funktionen nur die besten und mutigsten Frauen bekamen. - Viele Frauen hatten Angst, Polizistinnen zu werden, sie fürchteten sich davor, was ihre Angehörigen sagen würden, wenn sie heimkehrten. Wir aus dem Internationalen Komitee haben ihnen garantiert, daß wir immer bezeugen werden, welche wichtige Rolle sie bei der Rettung von Häftlingen gespielt haben. - Und das war nach dem Krieg wirklich erforderlich: ich mußte z. B. für Libuse Nachtmanová für deren Arbeitsstelle eine Bestätigung ausstellen, wie die Polizistinnen den Gefangenen geholfen haben.

Als also Veruska mit dieser Hiobsbotschaft zu mir kam, lief ich zu der Blockältesten des polnischen Blocks und bat sie, das Fenster im Block zu öffnen und „nichts zu sehen“, wenn sich unsere beiden Tschechinnen dort versteckten. Die Polin versprach das und hat ihr Versprechen gehalten. Veruska brachte die Nachricht zu Mama - was für sie nicht ohne Risiko war -, und nun lag es an den beiden, ob sie sich zur Flucht entschließen. Die beiden mutigen Frauen trauten sich, da sie gut wußten, daß es ums Leben geht. In der Mittagspause lief ich zu Vilma Locherová, der Blockältesten eines der primitiven Blocks „hinter Draht“, und forderte sie auf, abends die beiden Tschechinnen zu übernehmen. In Zeiten der Ruhe wäre das ausgeschlossen gewesen, denn die Aufseherinnen kontrollierten nicht nur, sondern kannten die Gefangenen meist auch persönlich. In Zeiten der Überfüllung und des Chaos hatten sie schon den Überblick verloren, und so konnte man im Lager in der Illegalität leben. Dazu war es nötig, einen neuen Krankenausweis auszustellen, die so genannte „Revierkarte“, die eine Art Personalausweis war, mit Namen und Häftlingsnummer. Aus der Verstorbenenkartei entnahmen die Häftlinge im Krankenhausbüro - von den unsrigen arbeiteten dort Lída Hoblíková, Emicka Karafiátová und Jarmila Novotná - die erforderliche Anzahl Karteikarten und stellten neue Legitimationen aus, als wenn die Frauen von den Toten auferstanden wären. Nach diesen Legitimationen druckten andere Häftlinge die Nummern auf dem Ärmel. Bis zum Nachmittag stellte die mit uns eingespielte Gruppe die Legitimationen für Zápotocká und Dusková aus, andere druckten neue Nummern, und ich konnte während der Abendfreizeit, wenn man auf die Lagerstraße durfte, zu meinen Geretteten gehen. Die polnische Blockälteste sagte mir, daß sie sich im Schlafraum versteckten. Ich gehe hinein und rufe: „Weiberchen, wo seid Ihr?“ Im Lager gab es nämlich nur „Mädchen“ so bis 40 Jahre - und danach „Weiber“. Kein Laut. Ich rufe erneut: „Hier ist Zdenka, kommt raus, ich bin euretwegen hier!“ Und erst jetzt krabbelten unter einem niedrigen Bettgestell in der hinteren Ecke des Raumes zwei erschrockene Frauen hervor, die den ganzen Tag nichts gegessen und getrunken

hatten, mit ihren Beuteln, in denen sie ihren ganzen Lagerreichtum aufbewahrten, und fingen langsam, ganz langsam an zu lachen und mich zu umarmen. Die Beutel ließen wir im Block, damit ich sie wie zwei Kranke ins Revier führen konnte. Später brachte unsere Polizistin Veruska sie ihnen, und wir gingen ganz langsam zum Block. Ich glaube, es war Block 32. Vilma nahm uns ganz selbstverständlich und mit der ihr eigenen Freundlichkeit auf, ohne zu fragen, was sich abgespielt hat. Für die meisten von uns war es eine Selbstverständlichkeit, Hilfe - auch unter Risiko - zu leisten. Unsere beiden lieben, immer lustigen und nie mürrischen Weiberchen beendeten auch sehr originell ihren Aufenthalt im Lager. Bei der chaotischen Evakuierung des Lagers wandten sie sich wieder vertrauensvoll ans Revier. Den Todesmarsch hätten sie bestimmt nicht überlebt. Wir legten sie, schön zugedeckt, in das Entbindungszimmer, wo sie den Abmarsch der Deutschen abwarteten.

Das Vergasen dauerte noch bis Karfreitag, als eine Gruppe von Frauen aus Lidice als letzte umkam. Sie sollen sehr standhaft in den Tod gegangen sein und die Nationalhymne gesungen haben. Gleich danach wurde die Gaskammer abgerissen und plattgemacht, denn zu Ostern kam eine große Kontrolle des Internationalen Roten Kreuzes. Und so starben die Frauen bis zur Befreiung des Lagers nur noch „normal“, durch Hunger und Krankheit. Der Hunger war wirklich groß: wir bekamen nur eine Scheibe Brot aus Sägespänen am Tag, etwas Suppe aus muffigem Mehl und Futterrüben, so genannten Kaffee und nur von Zeit zu Zeit ein Stückchen Margarine und Marmelade. Der Eingang von Paketen aus der Heimat hörte auf, genauso wie der von Briefen, weil der Vormarsch der siegreichen Armeen die Verbindungen abschnitt. In dieser Zeit hielten wir den Hunger schon gerne aus, weil uns klar war, daß der Krieg zu Ende geht und der Sieg der Alliierten sicher ist. Daß die Befreiung naht und daß man von uns weiß, das bewies uns die Ankunft einiger Autos vom Roten Kreuz im Lager. Sie kamen wegen der Norwegerinnen. Erst nach dem Krieg habe ich erfahren, daß Sylvia Salvesen mit Hilfe der SS-Schwester Gerda das eingeleitet hatte. Die Norwegerinnen kamen ins Revier, um sich von uns zu verabschieden. Bei dieser Gelegenheit bot Sylvia, die als Sonderhäftling im Revier arbeitete, auch der SS-Oberschwester Marshall die Hand zur Versöhnung an. Ich war dabei und habe ihr diese Haltung einer „Gläubigen und alles Verzeihenden“ übel genommen. Die Marshall lachte aber nur ironisch und nahm die Hand nicht an. Das war wie eine Ohrfeige. Ich mußte sogar die Haltung der verhaßten SS-Schwester bewundern, die gut wußte, daß der Krieg verloren ist, und die doch auf ihrer Unversöhnlichkeit beharrte.

Zur gleichen Zeit ging auch ein „Nacht- und Nebeltransport“ ab. Es handelte sich um prominente Frauen, die meisten zum Tode verurteilt, und es wurde ihnen gesagt, daß sie als Geiseln gegen deutsche Gefangene ausgetauscht werden. Wir hatten mit den Transporten und ihrem Schicksal schon unsere Erfahrungen und hatten deshalb Angst um die Frauen. Die Gräfin Lanckoronská, eine Polin, versprach mir beim Abschied, sie werde meinem Vater eine Nachricht nach Moskau senden, daß ich in Ravensbrück lebe. Der Transport kam wirklich in Frankreich an, und die Lanckoronská hat meinem Vater die Nachricht geschickt. Er hat sie aber erst auf dem Weg nach Prag in Kosice zusammen mit der Nachricht von Vilma

Locherová erhalten. Wir glaubten fest, daß wir von der Roten Armee befreit werden, auf die sich alle unsere Hoffnung richtete - und das nicht nur bei den Kommunistinnen. Aber bis zur Befreiung mußten wir noch eine schwere Zeit durchmachen. An einem Tag im April ließ Treite uns, die Lagerärztinnen, zu sich rufen und fragte uns einzeln, ob wir mit den Schwerkranken im Lager bleiben wollen oder ob wir die gesundheitliche Fürsorge während der Evakuierung sichern wollen. Ohne zu überlegen antwortete ich, daß ich mit den Kranken im Lager bleiben will, daß ich das für meine Pflicht halte. Treite lachte mich aus, wie schon einige Male, daß ich „an meinem Herzen sterben werde“. Das war teils bildlich gesprochen, teils aber auch medizinisch, denn ich hatte einige Angina-Pectoris-Anfälle während des letzten, besonders schweren halben Jahres. Und daß er mich mit der Leitung des Sanitätsdienstes bei der Evakuierung beauftragte. Ich konnte nicht ablehnen, aber ich war entschlossen, nicht zu gehorchen. Mit Jarmila Novotná, die eine hervorragende Organisatorin war, bereiteten wir die Erste-Hilfe-Päckchen vor und bestimmten die Revierarbeiterinnen für den Sanitätsdienst. Jarmila war bereit, die Leitung zu übernehmen; sie wusste, daß ich entschlossen bin zu bleiben. Die Evakuierung erfaßte auch die normalen Blöcke, und die Frauen fragten mich um Rat, ob sie lieber das Lager verlassen oder hier bleiben sollten. Ich lehnte es diesmal ab, einen Rat zu geben, mit dem Hinweis, daß es wirklich ums Leben gehe und daß ich ihnen nur eines sagen kann, daß ich nämlich lieber als politische Gefangene im Lager umkomme denn als deutscher „Flüchtling“ auf der Straße.

Das Chaos im Lager steigerte sich. Die SS-Männer, vor allem Pflaum vom Arbeitseinsatz, jagten auch schwache und kranke Frauen aus den Blocks. Auf der Lagerstraße wurde geschossen, und die Hunde nahmen an der Jagd auf die Frauen teil, die sich weigerten, das Lager zu verlassen. Es kamen wieder einige Autos des Roten Kreuzes, diesmal angeblich wegen der Polinnen, aber sie fuhren unverrichteter Dinge leer wieder ab. Die SS-Leute gaben keine Frauen heraus. Einige Frauen - darunter Gusta Fuciková - konnten wir als Kranke im Revier aufnehmen, damit sie im Lager bleiben konnten. Das war möglich, weil den SS-Ärzten und -Schwestern schon alles egal war und sie nur noch hofften, nach Westen zu entkommen. Unsere Arbeit im Krankenhaus ging allerdings weiter, die Kranken brauchten uns, aber wir waren schon selbständig.

Es kam der letzte Tag, etwa der 27. April. Vormittags kam Treite mit dem Rad bis auf den Gang des Reviers und fragte mich verlegen, ob ich zur Evakuierung fertig bin. Ich bejahte, aber ich schaute ihm so in die Augen, daß er wissen mußte: ich bleibe. Ich weiß nicht, ob er versucht hat, mich aus dem Lager zu bringen, um mich zu liquidieren oder um mich zu retten, denn er mußte wissen, daß das Lager in die Luft gesprengt werden sollte. Für die erste Alternative würde eine Aussage von SS-Schwester Marta sprechen (was Milka oder Francka im Labor erzählt hat), die Gestapo aus Prag habe sich nach mir erkundigt und sich gewundert, daß ich noch lebe. Sie erklärte, wenn jemand nicht nach Hause zurückkehrte, dann sei ich das. Mich zur Erschießung „nach vorn“, zur Kommandantur vor dem Tor, zu rufen, wäre ergebnislos, denn genau wie einige Frauen vor mir würde ich nicht gehen, sondern in der Illegalität verschwinden. Es wäre auch doppelt riskant, weil mich

unangenehm viele Leute kannten. Auf dem Marsch außerhalb des Lagers könnten sie mich leicht liquidieren. Für die zweite Alternative würde die Bitte Dr. Treites um einen Besuch bei ihm sprechen, die mir durch seinen Anwalt beim Hamburger Prozess 1946 übermittelt wurde. Diese Bitte habe ich mit der Begründung abgelehnt, daß ich mit Treite nichts zu besprechen habe. So werde ich nie erfahren, was „Kollege“ Treite eigentlich gewollt hat.

Das Lager leerte sich, es trat eine ungewohnte Stille und Leere ein. Nachmittags schickte der Lagerkommandant Suhren nach mir, um mir im Küchenlager 2 Sack Salz, einige Säcke muffiges Mehl und ein Gestell mit Brotlaiben zu übergeben. Damit sollten wir 1500 Frauen ernähren, die bis zur Ankunft der Roten Armee im Lager blieben. Plötzlich stürzte eine Aufseherin herein und rief aufgeregt: „Schnell, schnell, in einer halben Stunde geht das Lager in die Luft“, und lief mit dem Kommandanten weg. Als ich aus dem Lager rauskam, sah ich Soldaten mit gefleckten Tarnmänteln, die rund um den gemauerten Bunker und um die Küche gruben. Am Tor stand noch die Wache. Rund ums Lager flackerten Brände und waren Kanonenschüsse zu hören. An diesem Abend ging ich im Revier bei Hanka Housková schlafen, die sich von einer Herzmuskelentzündung erholte. Ermüdet von den Ereignissen schliefen wir in der Überzeugung ein, daß dies unsere letzte Nacht sein wird. Falls nämlich die unterminierten steinernen Gebäude in die Luft flögen, zerfielen die hölzernen Baracken wie ein Kartenhaus. Warum die Vermingung versagt hat, blieb unaufgeklärt. Die SS hat sicher mit der Vernichtung gerechnet, denn in der Kommandantur hatten sie etwa 8 Kisten mit Kaderunterlagen der SS-Beschäftigten des Lagers zurückgelassen, die wir dort später gefunden und den Sowjets übergeben haben. Das Schicksal dieser Kisten ist uns nicht bekannt. Das Material wäre sehr nützlich gewesen beim Hamburger Prozess, den das britische Militärgericht gegen die SS-Leute von Ravensbrück geführt hat. Als einzige tschechoslowakische Zeugin habe ich vor der Abreise nach Hamburg im Oktober 1946 persönlich den damaligen sowjetischen Botschafter in Prag, Valerian Sorin, über die Übergabe der Kisten mit dem so wichtigen Inhalt informiert. Nach Hamburg sind aber weder die Kisten noch eine einzige sowjetische Zeugin gekommen.

Wir sind also wie durch ein Wunder am Leben geblieben und ohne unsere Kerkermeister. Das Lagertor stand offen! Jede von uns mußte sich irgendwie abreagieren. Ich ging in den Raum der Oberschwester, die mich am meisten erniedrigt hatte, setzte mich an ihren Schreibtisch und erfaßte erst jetzt, daß ich wieder ein freier Mensch bin! Für uns begann eine überschwere Arbeit! Für uns, die etwa 30 Gesunden mit 1.500 Schwerkranken. Das Revier wurde automatisch zu einer Art Lagerstab, und damit wurde ich eigentlich zum zeitweiligen Kommandanten. Wir brauchten jede Hand, und so gaben wir die Losung aus: Essen bekommt nur, wer sich an der Arbeit beteiligt. So haben wir auch ohne Waffen einige asoziale Elemente beherrscht, die sich in den Blocks versteckt hatten. Überall wurde gearbeitet. Es herrschte absolute Ruhe. Der elektrische Strom war abgeschaltet. Vermutlich deshalb hatte die Zeitzündung der Sprengung versagt und so hörte auch die Wasserversorgung auf. Gusta Fuciková und einige weitere Frauen



begannen, das Wasser in Kesseln auf Handwagen aus der nahen Quelle in die Küche und in die Krankenblocks zu schaffen. Nur so wurde die Versorgung der Kranken ermöglicht. Die Schwestern trugen sie in die saubersten Blocks, entfernten die oberen Betten, trugen saubere Wäsche herbei - persönliche und Bettwäsche - und die Blocks begannen, wie ein Krankenhaus auszusehen. Andere Frauen entdeckten die Pakete vom Roten Kreuz. Es waren schmale, längliche Kartons mit Trockenmilch, Haferflocken, Zucker, Keksen, Dosen mit künstlicher Butter und Wurst. Die amerikanischen Zigaretten bewirkten, daß wir zur Beruhigung fast alle anfangen zu rauchen. Die Kartons verteilten wir an alle Beschäftigten und Kranken, allerdings mit der Warnung, langsam und vorsichtig zu essen. Aus den übrigen Kartons entnahm ich für die 30 Säuglinge Trockenmilch, Haferflocken und Zucker und zeigte den Schwestern, die die Säuglinge betreuten, wie man daraus Säuglingsnahrung kocht. Soweit ich weiß, ist nach der Befreiung kein einziger Säugling mehr gestorben. Die verbleibenden Kartons kamen in die Küche und wurden die Grundlage fürs Kochen. Die Küchengruppe wurde von Bozka Svobodová geleitet, später von Jarka Taussigová, als Bozka bereits mit Hilfe der Sowjets begann, die Diätahrung zu kochen. Marenka Pavlacká habe ich die Verteilung des Brots anvertraut. Wir hatten für drei Tage je einen Kanten Brot. Aus der SS-Apotheke trugen wir in Körben die Medikamente herbei und konnten Kranke besser versorgen. Trotzdem sind auch an diesen Tagen viele Frauen gestorben. Ihre Körper gingen nicht mehr in die Leichenkammer hinein und wurden draußen gestapelt. Für eine Beerdigung hatten wir wegen der Sorge um die Lebenden weder Zeit noch Kräfte.

An diesem ersten Tag stolperte ein langer, abgemagerter französischer Arzt, Maurice Mittelstedt, ins Revier und teilte uns mit, daß in der Nähe im Wald in einer Baracke 600 Männer verschiedener Nationalitäten in einem absolut erbärmlichen Zustand liegen, und bat um Hilfe. Wir konnten nicht mehr versprechen als warmes Essen. Die Männer waren nicht imstande uns zu helfen, weder mit Kohle noch mit Wasser, und sogar die Kessel mit Essen mußten ihnen die Frauen hinschaffen. Weitere Fürsorge konnten wir ihnen erst mit Hilfe der sowjetischen Soldaten angedeihen lassen.

Trotz des Arbeitsanfalls gingen wir nachsehen vor das Tor, ins Krematorium, wo wir in den Öfen die verbrannten Reste von Körpern fanden und daneben die abgerissene „Gaskammer“. Wir wußten, daß sie über Ostern vor der Ankunft der Kommission des Roten Kreuzes zerstört worden war, aber wir wußten nicht, wie sie aussah. Wir fanden ein kleines Häuschen mit zerstörtem Dach, zugemauerten Fenstern und Resten irgendwelcher Isoliermatten. Das Häuschen stank durch und durch nach Chemikalien, und rundherum lagen Blechdosen von Zyklon herum. Das war wahrscheinlich durch den Kamin in die zugemauerten Räume eingelassen worden. Später fanden wir im Wald in der Nähe des Jugendlagers verlassene Autos - so ähnlich wie Umzugswagen -, die nach dem Anlassen des Motors und durch Einleiten der Auspuffgase ins Innere des Autos ebenfalls zur Vergasung genutzt wurden.

Die Front näherte sich. Das Schießen riss nicht mehr ab. Einige sowjetische Mädchen - Kriegsgefangene - und unsere Slávka Jonášová entschlossen sich am Morgen des 29. April, auf Erkundung zu gehen. Sie kamen, mir das zu melden, und wollten einen Beutel Salz haben. Sie erklärten mir, daß sie das Salz zur Selbstverteidigung den deutschen Soldaten in die Augen werfen wollten, falls sie auf welche stoßen sollten. Ich habe sie nur ungerne in die Gefahr gelassen und ungeduldig ihre Rückkehr erwartet. Salz bekamen sie, soviel sie wollten, wir hatten es im Überfluß. Inzwischen bereiteten wir in der chirurgischen Abteilung des Reviers einen Raum mit sauberen Betten sowie den Operationssaal für verwundete sowjetische Soldaten vor. Die Mädchen kamen strahlend und verheult zurück, daß die sowjetischen Soldaten schon heute kommen werden, und schmückten das Tor zu ihrer Begrüßung mit Girlanden. Sie kamen auf Rädern durch das hintere, nicht geschmückte Tor, einfach und selbstverständlich, etwas erstaunt über die Äußerungen von Freude und Dankbarkeit der Frauen, die nicht gerade hübsch waren, aber vor Glück strahlten. Den Kommandeur der Aufklärungseinheit setzten wir symbolisch auf Winkelmanns Sessel. Er zeigte uns seine Gefechtsmappe, wo unser Lager genau eingezeichnet war, und lehnte die vorbereiteten Betten und den Operationssaal ab: „Ich danke Ihnen, wir haben keine Verwundeten, wir gehen bereits ohne Kampf vorwärts. In zwei Stunden kommt eine Einheit, die das Lager besetzt. Wir müssen weiter. Kümmern Sie sich weiter wie bisher um die Kranken, und wir werden Ihnen helfen. In keinem Lager haben wir so eine Ordnung und Ruhe vorgefunden wie bei Ihnen.“

Am gleichen Tag begrüßten wir bei Sonnenuntergang unseren ersten Kommandeur, einen jugendlichen Offizier, Viktor. Er kam auf einem weißen Pferd mit einer Pelzmütze auf goldenen Haaren, und mit ihm kamen seine Soldaten. Er quartierte sich auf unsere Einladung hin vorübergehend im Revier ein, die Soldaten vor dem Tor in der Kommandantur. Das Lagertor wurde wieder geschlossen, wieder stand ein Soldat davor, aber unser Soldat, ein Befreier, der aufpaßt, daß uns niemand mehr zu nahe tritt. In dieser Atmosphäre sah uns der 1. Mai 1945. Er erwachte in einer Flut von Sonne und Fahnen aller Nationen, deren Angehörige im Lager waren. Wie durch ein Wunder schmückten unsere Frauen über Nacht die Blocks mit Fahnen, die sie unter Einsatz ihres Lebens schon vor der Befreiung genäht hatten. Es überwog die rote Farbe. Ein Fahnenmeer im Konzentrationslager, am Ort des Leidens, des Schreckens und des Todes, und das am Tag der internationalen Solidarität der Werktätigen in aller Welt! Die Frauen begrüßten sich und liefen aus dem Lager in den Wald und die Gärten und brachten Armvoll Grün und Blumen. Alle unsere Kranken sollten sich freuen und spüren, daß wir freie Menschen sind: Wir verstehen uns alle, lachen, leben auf vor Freude. Und Freude war für uns, die ehemaligen Häftlinge, das wichtigste. Auch unsere Seelen erholten sich.

In dieser Zeit veranstalteten unsere Befreier für die Krankenhausmitarbeiterinnen eine Art Fest. Wir saßen am langen Tisch im „Untersuchungszimmer“. Es gab auch eine einfache Bewirtung. Den Alkohol, der in die unterschiedlichsten Gefäße gegossen wurde, konnten wir Häftlinge nicht trinken. Er erinnerte an Spiritus, in dem irgendeine Farbe aufgelöst war. Die Stimmung war aber auch so eine

freundschaftliche und fröhliche. Das Lager als Infektionskrankenhaus bekam nach einigen Tagen einen neuen Kommandanten, den Leningrader Arzt Major Sergej Michailowitsch Bulanow. Er kam etwa am 2. Mai und ließ sich von mir durch das ganze Lager führen. Seit der Zeit sagte er „mein Hauptmann“ zu mir. Er quartierte sich innerhalb der Lagermauern im Büro der Baracke der ehemaligen Oberaufseherin Binz ein. Im halben der Politoffizier Major Lwow und der Wirtschaftler Hauptmann Chrennikow. Ganz schnell bekamen wir alles, was wir brauchten, wir Frauen und auch die Männer. Die wurden mit Hilfe unserer Schwestern in die sauberen Unterkünfte der SS-Leute verlegt. Für die groben Arbeiten wurden Frauen aus Fürstenberg herangezogen.

Nach sorgfältiger Untersuchung und Demontage der Verminung wurde der elektrische Strom wieder zugeschaltet, und so wurde ein reibungsloser Betrieb in der Küche, der Wäscherei und den hygienischen Einrichtungen in den Blocks ermöglicht. Wir bekamen die erforderlichen Medikamente und Blutkonserven von sowjetischen Menschen zur Rettung unserer Kranken. Das Bedeutsamste für uns war die Fürsorge unseres Doktors Bulanow. Er hatte großes Verständnis für uns, als er z. B. trotz Mangel an elektrischem Strom jeder Nationalität erlaubte, ihren Rundfunk zu hören und auf diese Weise wieder mit dem Weltgeschehen verbunden zu sein. Er öffnete für uns die reichen Lager an Waren, die die Deutschen aus den Ostgebieten herangeschafft hatten, damit wir uns zivil einkleiden konnten. Ich erinnere mich, wie er mich einmal in der Lagerjacke antraf, die ich mir gedankenlos über die Kleidung gezogen hatte, weil mir kalt war. Er wurde wirklich zornig, und ich mußte zurückgehen, um mir etwas Ziviles zu holen. Er war mit aller Kraft bestrebt zu erreichen, daß wir vergessen, was gewesen ist, und wieder normale Menschen werden. Zur Oberärztin bestimmte er Antonina Nikiforowa, eine Fachärztin für pathologische Anatomie aus Leningrad. Es gab immer noch viel Arbeit zur Rettung der kranken Frauen und Männer. Bulanow wünschte, daß ich mich als sein „Hauptmann“ im Offiziersspeiseraum verpflegte. Ich lehnte aber ab. Ich wollte keine Vorteile gegenüber unseren übrigen Frauen. Als Kinderärztin wurde ich Diätärztin. Täglich mußte ich eine Speisekarte mit Kalorienwerten für 4 verschiedene Diätarten vorlegen, die wir in der Küche zubereiteten. Die erste war für die gesunden Mitarbeiterinnen. Dr. Bulanow kam alles zu wenig vor, und erst als ich ihm drohte, wir könnten auch durch zuviel Essen erkranken, stimmte er den Restriktionen zu. Die zweite war eine Magendiät, leichte Kost, alles gemahlen. Die dritte, eine salzlose, war für Nieren- und Herzkranke. Die vierte war für die mit Durchfall und Hungerödemen am schwersten Betroffenen. Sie beinhaltete eine größere Menge Eiweißstoffe in leicht verdaulicher Form: Brühe, Molke, Quark usw.

Jeden Tag kontrollierte ich direkt bei den Patienten - einen Tag bei den Frauen im Lager, den anderen Tag bei den Männern hinter dem Wald - wie zufrieden sie sind. Ich werde nicht die erstaunten Gesichter vergessen, als sie eines Tages Reisbrei mit Schokolade bekamen. Es gab natürlich auch Unzufriedene, überwiegend Männer, die auf ein fetteres Essen drängten und vor allem auf Eier, angeblich zur Erneuerung ihrer Manneskraft. Einige Male liefen Männer aus dem Krankenhaus weg, griffen freilaufende Ferkel, brien sie im Wald und aßen sie - und kamen bußfertig wieder

ins Krankenhaus, schwer erkrankt. Auch die Disziplin bei den Männern war schwach. Der französische, der dänische und der polnische Arzt konnten sie nicht beherrschen, und schließlich mußte erst die französische Ärztin Hautval kommen, damit bei den Männern die Ordnung eingehalten wurde und die gesünderen ihren schwerkranken Kameraden halfen. Hier gab es die schwerste Arbeit für die Sanitäterinnen, die mutige Mirka Stropová, die Jugoslawin Ankica Horvat u.a.

In unsere erfolgreiche, freudige Arbeit drang aber aus dem Radio der Ruf: Prag ruft um Hilfe! Unsere Nächsten sind erneut in Gefahr. Mit Spannung erwarteten wir weitere Nachrichten, und nur die Arbeit mit den Kranken half uns, die neue Aufregung auszuhalten. „Ich beglückwünsche Sie zur Befreiung von Prag. Ich grüße Sie am Tag unseres gemeinsamen Sieges“, rief mir Dr. Bulanow am Vormittag des 9. Mai auf der Lagerstraße zu. Wir umarmten uns und drückten uns alle die Hände. Wir stellten eine Delegation zusammen, die dem Kommandanten des Lagers offiziell für die Befreiung der Tschechoslowakei danken sollte durch den Mund von Gusta Fuciková, die von uns allen am besten russisch sprach. Er war sehr ergriffen, und nach dem Krieg hat er sich gern an diese unsere Rede erinnert.

Auf der abendlichen Feier in der SS-Kantine sprach unser Politoffizier Hauptmann Lwow, wir sangen unsere Hymnen und dann die Internationale. Lwow wollte, daß wir lieber die sowjetische Hymne singen sollten, aber wir kannten die neue Hymne nicht, da waren wir schon im Gefängnis. Die Internationale erklang in allen Sprachen aus der SS-Kantine, was symbolisch war. Auch die schwerkranken Frauen kamen aus den Blocks, um sie zu hören! Unser Dienst am Rundfunkempfänger meldete nacheinander die Bildung unserer neuen Regierung, die Rede von Zdenek Nejedlý auf dem Altstädter Ring sowie seinen Gruß an uns in Ravensbrück. Kurz nach der Befreiung meldeten sich bei uns die ehemaligen Häftlinge aus dem Männerlager von Ravensbrück, Frantisek Bures und Jirsík, die vom Todesmarsch zu uns zurückgekommen waren, um ihre Hilfe anzubieten. Ich versicherte ihnen, daß für uns gesorgt wird, daß wir sie nicht brauchen, aber daß wir es begrüßen würden, wenn sie schnell nach Prag kommen, und zwar mit einem Verzeichnis der tschechischen Frauen im Lager, das wir zusammengestellt hatten. Dr. Bulanow erlaubte mir, die Männer mit Konserven und Brot für die Reise zu versorgen.

Ins Lager kam ein kleiner Lastwagen, und die Besatzung suchte irgendeine Tschechin. Ich versicherte ihnen, daß sie sie schwerlich finden werden und daß es uns darauf ankommt, schleunigst unsere jungen Tbc-kranken Frauen zur Heilung nach Hause zu schaffen. Sie gingen darauf ein und waren glücklich in Prag angekommen. Später hatten wir die Möglichkeit, auf die gleiche Weise unsere alten Frauen heimzuschicken, unter ihnen Marie Zápotocká, Jozka Dusková und die älteste von allen, Großmutter Paterová aus Kladno. Sie brachte uns alle damit zum Lachen, daß sie ihrem Enkel als Geschenk aus dem Lager eine Geige mitnahm, die sie irgendwo gefunden hatte. - Wir Gesunden waren hier immer noch vonnöten.

Diesem glücklichen Zeitabschnitt trübten zwei unangenehme Ereignisse, allerdings von solcher Bedeutung, daß ich sie anführen muß. Eines Tages stellte mir Dr. Bulanow auf der Lagerstraße einen jungen schwarzhaarigen sowjetischen Offizier vor und teilte mir mit, daß dieser etwas mit mir besprechen wolle. Der Offizier führte

mich weit am See entlang zu einer der SS-Villen. Er setzte sich an einen Schreibtisch, mit dem Rücken zum Fenster, und begann mich zu vernehmen, wer von den sowjetischen Ärztinnen tödliche Injektionen verabreicht habe. Ich lachte ihn aus und sagte, wenn ich eine solche gekannt hätte, dann hätte ich es schon lange dem Leiter gemeldet. Er hielt mich den ganzen Tag fest und immer mit der gleichen Frage. Er gab mir Mittagessen aus den Termophoren in der Küche, aber auch beim Essen wurde er nicht menschlicher. Ich war schon ganz verzweifelt wegen seiner Unnachgiebigkeit und sagte ihm, ich käme mir vor wie bei der Gestapo. Er zuckte nicht mit der Wimper und fragte erneut. Ich hörte auf zu sprechen, und da zog er aus der Schublade siegessicher eine Ampulle Evipan. Ich mußte wieder lachen und setzte ihm auseinander, daß das ein leichtes Narkosemittel ist, das bei kurzzeitigen chirurgischen Eingriffen verwendet wird, und daß alle Ärztinnen bei uns es laufend eingesetzt haben. Er schien nicht zufrieden zu sein, hielt mich bis gegen 22 Uhr fest und ließ mich dann unterschreiben, ich würde nicht weitersagen, daß ich zu einem Verhör war und was er mich gefragt hat. Ich unterschrieb, zermürbt von der Ermittlungsmethode und hauptsächlich davon, daß er mir nicht vertraute, mir, einem Mitglied der Kommunistischen Partei, das für seine antifaschistische Tätigkeit durch die Hölle der Gefangenschaft gegangen war! Das war für mich eine Lebensenttäuschung.

Als ich ins Lager zurückkehrte, begrüßten mich die Mädchen, mit denen ich zusammenwohnte, mit Jubel, weil sie Angst um mich gehabt hatten. Ich redete mich irgendwie dumm heraus, ich weiß nicht mehr womit, um das Unterschriebene einzuhalten.

Nach dem Tod der vom Stalin-Regime verfolgten und eingekerkerten sowjetischen Ärztin Marie Klugmann haben wir erfahren, daß es eine Anzeige gegen sie gegeben hat, und zwar von Vera B., der wir so vertraut hatten...

Auch das zweite ernste Ereignis kann ich nicht vergessen. Eines Nachts kam zu mir eine Frau aus dem Block der Frauen mit Säuglingen gelaufen und schrie, einige Soldaten hätten sich in diesem Block einschließen lassen und versuchten, die Frauen zu vergewaltigen. Das war ein außergewöhnlicher Vorfall, denn niemand von den Männern war uns Frauen zu nahe getreten. Ich lief mit der Bitte zu Dr. Bulanow, er möge einschreiten. Nach kurzer Zeit hörten wir Schüsse, und morgens erfuhren wir, daß die Soldaten, die sich im Lager versteckt und die Frauen bedroht hatten, erschossen worden sind. Es schien uns damals, daß diese Strafe vielleicht doch zu hart war.

Um die Hungerödeme zu studieren, kam der Dozent der Moskauer Universität, Dr. Rudoj, ins Lager, mit dem wir uns sehr anfreundeten. Ende Mai kam die ganze Besatzung einer belorussischen Infektionsklinik an, um sich der Kranken anzunehmen. Deshalb konnten wir alle mit ruhigem Gewissen, außer Dr. Mlada Taufrová, die sich entschlossen hatte zu bleiben, mit einer Wagenkolonne abfahren, die man für uns aus Prag geschickt hatte. Es kam auch Bures, noch in Lagerkleidung, Jirsík in der Uniform der revolutionären Garde und der sowjetische Major Tugarskij, zu dem wir „lebendes Aktenstück“ sagten, so glatt führte er uns durch das besetzte Deutschland. Ich erhielt die Erlaubnis, alle tschechischen Frauen wegzubringen,

auch die Typhuskranken. Ich durfte für die Kranken alles mitnehmen, was ich brauchte.

Es kam der letzte Abend im Lager. Wir veranstalteten ein politisches Meeting, auf dem auch Antonín Zápotocký sprach, der gekommen war, um seine Frau zu suchen, und den wir mit nach Prag nahmen. Wir verneigten uns vor unseren toten Gefährtinnen, die von den sowjetischen Soldaten begraben worden waren (in den Öfen wurde nicht mehr verbrannt), und stellten auf die Gräber rote Gebinde mit einem fünfzackigen Stern, wie man es bei gefallenen Soldaten machte. Morgens wurden die bettlägerigen Patientinnen in die Lastwagen getragen, die mit Matratzen gepolstert und mit Teekesseln versorgt waren. Die gesunden Frauen fuhren mit Omnibussen, in denen es ebenfalls Essensvorräte für alle Frauen für drei Tage gab. Das Tor ging auf, die Autos und Omnibusse fuhren auf die Fürstenberger Chaussee. Nach ihnen fuhren wir mit einem PKW, nachdem ich unterschrieben hatte, daß ich die Typhusfrauen in Prag in einem Krankenhaus unterbringe, und nachdem ich mich ergriffen von unserem Kommandanten verabschiedet hatte. Jirsík steuerte den Wagen, neben ihm Bures in der Lagerkleidung. Hinten saß ich mit dem sowjetischen „lebenden Aktenstück“ Major Tugarskij und mit Genossen Zápotocký.

Ich werde niemals den berausenden Augenblick vergessen, als wir aus dem Lagertor in die Baumallee einbogen: Ich lebe, ich habe gesiegt, und ich bringe alle tschechischen Frauen mit. Wir fuhren durch die Ruinen des zerstörten Deutschlands, sowjetische Mädchen mit Fähnchen wiesen uns den Weg, und wenn sie sahen, daß wir aus einem Konzentrationslager kamen, winkten sie freudig mit den Händen.

Ergriffen betraten wir tschechischen Boden - wir, die wir lange damit rechnen mußten, daß wir nicht wieder nach Hause kommen. Am Stadtrand von Prag hielten wir an und baten in den Häuschen, ob wir uns etwas waschen könnten, bevor wir die Stadt betreten. Während wir uns zurechtmachten, schmückten die Bewohner die Wagen mit Flieder und Blumen, und so fuhren wir siegreich in die Sokolská ulice, wo die Quarantänezentrale für die heimkehrenden Gefangenen eingerichtet war. Bevor ich meine Familie begrüßen konnte, die hier auf mich wartete, sorgte ich natürlich für die sofortige Aufnahme der infektiöskranken Frauen ins Krankenhaus, wie ich mich in Ravensbrück verpflichtet hatte. So begann das neue Leben nach der Befreiung.